Situation und Charaktere
in der Dorfgeschichte

bei

Immermann, Auerbach, Rank und Gotthelf

A DISSERTATION

submitted to the Board of University Studies of the Johns Hopkins University in conformity with the requirements for the degree of Doctor of Philosophy

By

ANDREW D. SCHRAG.

1908.

Situation und Charaktere

in der Dorfgeschichte

bei

Immermann, Auerbach, Rank und Gotthelf

A DISSERTATION

submitted to the Board of University Studies
of the Johns Hopkins University in conformity with the requirements for the degree of
Doctor of Philosophy

ACAD.
LAUD BAT.
BIBL.

By

ANDREW D. SCHRAG.

Inhaltsangabe

	Seite
Einleitende Bemerkungen	5
Immermann	8
Auerbach	13
Rank	54
Gotthelf	65
Ergebnis	93

Meiner Mutter

Wie das Volk im 18. und 19. Jahrhundert auf dem politischen und sozialen Gebiete immer mehr zu seinem Rechte gelangte, so auch in der Literatur. Durch das unaufhaltsame Vordringen der Masse und den Einfluss einzelner grosser Führer ist das Leben mehr demokratisch, die Literatur mehr volkstümlich geworden. Auf letzterem Gebiete waren es gerade die grossen Klassiker, die zu dieser Bewegung in der deutschen Literatur den Anstoss gaben. Durch Herder und Goethe wurde das Volkslied rehabilitiert und gepflogen, durch Lessing und Schiller das bürgerliche Trauerspiel eingeführt und weiter entwickelt. Diese beiden Gattungen wirkten naturgemäss auf die Epik hinüber, deren Popularisierung erst spät eintrat, dafür aber eine um so weitgreifendere und tiefgehendere war. Das bürgerliche Trauerspiel hatte dem Volke durchaus keine so bedeutende Stelle im Drama eingeräumt, wie später die Dorfgeschichte auf dem Gebiete des Romans. Dort waren die Charaktere aus dem Volke noch derselben Welt entnommen, die bis dahin die Literatur ausschliesslich beherrscht hatte. Lillo hatte kaum ein neues Lebensgebiet entdeckt, sondern nur ein bisher fast völlig ignoriertes Element der Grosswelt hinzugezogen. Die grosse Welt wurde jetzt im bürgerlichen Trauerspiel nur naturgemässer, wahrheitsgetreuer, vielseitiger wiedergegeben, aber sie blieb nach wie vor der Schauplatz, und die Hauptpersonen der Stücke wurden noch immer mit Vorliebe den adligen Klassen entnommen. Durch die Dorfgeschichte aber wurde nicht nur ein neues Element einer längst gepflogenen Literaturgattung eingeführt, sondern ein ganz neues Gebiet entdeckt, ein Gebiet, das an Selbständigkeit und Vielseitigkeit der Grosswelt als ebenbürtig zur Seite gestellt werden darf. Erst in ihr tritt das Volk ganz selbständig und unabhängig auch in dem Reiche des Geistes in seine Rechte ein.

Wie nun das bürgerliche Trauerspiel seinen Einfluss auf andere Literaturgebiete, besonders auf den Roman ausübte, und so grossenteils, wenigstens literarischerseits, für die Entstehung der Dorfgeschichte verantwortlich gemacht werden muss, so machte diese ihre Wirkung wieder auf andere Gebiete geltend. Dieser Einfluss ist oft genug in grossen Zügen besprochen, niemals aber, unseres Wissens, weder auf seinen Umfang noch auf seinen spezifischen Charakter hin geprüft worden. Bislang hat die Dorfgeschichte noch keine eingehende Würdigung erfahren und man weiss daher nicht, inwiefern man berechtigt ist, von dorfgeschichtlichen Elementen als völlig gleichbedeutend mit

volkstümlichen zu sprechen. Es liegt aber auf der Hand, dass man sich über die kennzeichnenden Merkmale, über die fundamentalen Eigenarten der Dorfgeschichte selbst klar sein muss, ehe man dieselbe unter anderen Gesichtspunkten, die mit zur völligen Würdigung der Gattung gehören, betrachten kann. In Anbetracht der fast unendlichen Anzahl von Dorferzählungen und der engen Begrenzung des uns zur Verfügung stehenden Raumes ist aber eine umfassende Würdigung derselben in der vorliegenden Arbeit ausgeschlossen. Wir wollen die Dorfgeschichte daher weder nach ihrer Entstehung noch Entwicklung, weder in ihrem Verhältnis zu anderen Gattungen, noch in ihrer Bedeutung und Stellung in der Literatur überhaupt behandeln, sondern sie als etwas Gegebenes nehmen und auf ihr inneres Wesen, namentlich in Bezug auf den Schauplatz und auf dörfliche Elemente in Situation und Charaktere, hin prüfen. Selbst unter diesem engen Gesichtspunkte würde die Arbeit noch eine zu umfangreiche werden, wollte man das ganze Gebiet dieser Gattung bis in die neueste Zeit decken. Aus diesem Grunde scheint es durchaus geboten, nur die ersten Hauptvertreter der Dorfgeschichte, nämlich Immermann, Auerbach, Rank und Gotthelf zu berücksichtigen, deren Schriften ja auch genügen, ein Bild von den charakteristischen Elementen der Gattung in der ersten Zeit ihrer Blüte zu geben.

Zur Zeit ihrer Entstehung sprach man von der Dorfgeschichte mit Recht als von einer neuen Erscheinung. Was sind nun die kennzeichnenden Züge dieser Literaturklasse? Durch den beschreibenden Namen „Dorfgeschichte“ ist man ohne weiteres auf den Schauplatz als eines der Unterscheidungsmerkmale hingewiesen. Dies kann jedoch nicht das Einzige sein, da die Eigenart des Schauplatzes schon von selbst andere Bedingungen mit sich bringt. Welcher Art diese Bedingungen sind, hängt wieder von der jeweiligen Behandlung des Schauplatzes ab. Daher ist es von Wichtigkeit, zu beobachten, ob und inwiefern bei dem einzelnen Dichter eine individuelle Auffassung und Darstellung dieses Faktors zu finden ist. Ist das Dorf als Ganzes der Schauplatz, oder ist es vielleicht das Bauernhaus, so dass das erstere nur den Hintergrund bildet, oder aber umfasst derselbe vielleicht einen ganzen Volksstamm, so dass er sich auf viele Dörfer erstreckt? Mit dieser Frage nach dem inneren Wesen des Schauplatzes wird die nach seinen Beziehungen nach ausserhalb und ähnliche andere nahe gelegt.

Der Schauplatz ist jedoch nur ein Faktor einer Erzählung, wichtiger sind die Charaktere. Man muss daher festzustellen versuchen, ob und inwiefern die Figuren in der Dorfgeschichte ein eigenartig dörfliches Gepräge haben, nicht nur in ihrer äusseren Erscheinung, wodurch sie ja nur als ein Element, obzwar als das Wichtigste des Milieus angesehen werden müssen, sondern in ihren Anschauungen und Handlungen, ihren Motiven, Zielen und Tendenzen, kurz in ihrem ganzen Seelenleben. Dann müssen die Charaktere nicht nur einzeln

betrachtet werden, sondern auch in ihrer Beziehung zu einander und zu ihrer Umgebung. Man muss fragen, ob die ganze Lage der Dinge Dorfzuständen entspricht, inwiefern die Situation auf Dorfverhältnissen beruht. Nur wenn die Charaktere und die Situation mit der Eigenart des Milieus im Einklang stehen, hat man Harmonie und dichterische Wahrheit vor sich.

Die Untersuchungsmethode, die bei den Volksschriften des einzelnen der vier benannten Dichter anzuwenden ist, muss aber vielleicht eine verschiedenartige, eine durch seine schriftstellerische Eigenart, durch seine Ziele und namentlich durch seine Stellung zum Volke bestimmte sein. Auch ist hier die Entwicklung des Volksschriftstellertums des Dichters ein bestimmender Faktor. Kann man bei einem fast aus jeder Erzählung auf das Wesen aller anderen schliessen, so ist bei einem anderen eine gewisse Entwicklung, sei diese nun ein Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten, zu finden, so dass man bei ihm wenigstens von gewissen Perioden sprechen kann. Zur letzteren Klasse gehört vor allen Auerbach, bei dem man daher genötigt ist, fast jede Erzählung einzeln zu behandeln. Bei den anderen, namentlich bei Gotthelf tritt die Auffassung des Volkslebens in der ersten wie in jeder späteren Erzählung klar zu Tage und man braucht deren Schriften nur nach allgemeinen grossen Grundzügen zu erörtern.

Ebenso soll uns bei der Anordnung unserer Schriftsteller ihre engere oder losere Beziehung zu der Gattung und nicht etwa die chronologische Folge der Erscheinung ihrer Werke massgebend sein. Und zwar soll mit demjenigen Autor der Anfang gemacht werden, bei dem die neue Richtung noch am spärlichsten vertreten ist, so dass auch die Folge der Behandlung der Entwicklung der Gattung entspricht. Unter diesem Gesichtspunkte kommt Immermann als erster. Bei ihm wird das Bauerntum nur in grossen Umrissen gezeichnet, als Stand behandelt, als Element in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes dargestellt. Bei Auerbach und Rank tun sich die Elemente der neuen Gattung schon entschiedener kund, als bei Immermann. Was bei dem Dichter des „Münchhausen“ noch lediglich Mittel war, wird bei ihnen schon Selbstzweck. Doch stehen auch sie in Betreff der Auffassung und Darstellung des Dörflers noch mit einem Fusse in der literarischen Tradition der Vergangenheit. Ihre Behandlungsweise des neuen, eigenartigen Stoffes wird nicht aus dessen Wesen geboren, sondern ist eine althergebrachte. Nur mit Gotthelf gelangt die neue Richtung zu ihrem vollen Recht. In keiner Beziehung, weder dem Stoffe noch der Art der Behandlung nach, knüpft er an die Vergangenheit. Im vollsten Sinne des Wortes bieten seine Schriften etwas Neues und Originelles. Unter den vier Schriftstellern ist er entschieden der bedeutendste Vertreter der neuen Literaturgattung und soll als solcher den Abschluss der vorliegenden Arbeit bilden.

Immermann.

Für Immermanns Stellung zur Dorfgeschichte ist es bezeichnend, dass er die Bauernwelt in einem Werke behandelt, das die Gesellschaft der höheren Stände zum Vorwurf hat. Denn „Münchhausen" bleibt doch immer, trotz seiner verschiedenartigen Elemente, eine Satire auf die damaligen literarischen und gesellschaftlichen Zustände des deutschen Volkes. Eine Episode darf man aber deswegen den positiven Teil des Werkes, den „Oberhof", nicht nennen, da durch den Kontrast des Bauernstandes zu den anderen nationalen Klassen, des Dichters Kritik der letzteren umsomehr verschärft wird. Durch den Gegensatz, den die Zusammenstellung der idealen Zustände des Bauernlebens mit den kranken Verhältnissen der höheren Stände hervorruft, wird auch der „Oberhof", wenigstens mittelbar, Satire auf die verfeinerte adlige Gesellschaft. So betrachtet, erscheint „Münchhausen" als ein einheitliches Ganzes. Uebrigens ist es für unser Verständnis von Immermanns Auffassung und Darstellung des Bauernstandes gleichgültig, ob es ihm gelungen ist, den satirischen Teil des Romans mit dem idyllischen organisch zu verbinden, denn das Ziel des Dichters bleibt dasselbe, ob nun das Vollbringen mit dem Wollen Schritt hält oder dahinter zurückbleibt. Die Aufgabe aber, die sich der Dichter nach einem seiner Briefe selber stellte, war die, im „Münchhausen" ein einheitliches Ganzes zu schaffen.[1]) Während seiner Beschäftigung mit unserem Romane schreibt der Dichter an einen Freund, dass er das „Gefühl des Ganzen", d. h. sowohl des negativen als des positiven Teiles, in sich trage. Was heisst aber in diesem Falle das „Ganze fühlen" anders, als ein Bild hegen von dem gesamten nationalen Leben, in welchem auch der Bauernstand notwendigerweise ein wesentliches Element abgibt. Für unseren Zweck ist es ebenfalls von geringer Bedeutung, ob sich Immermann gleichzeitig mit dem satirischen und dem idyllischen Teil des Romans beschäftigte. Denn hat sich der Autor anfangs nur mit der Satire befasst, so wird dieser Umstand seine Stellung zum Bauernstand in der Hauptsache nicht anders erscheinen lassen; die Beschäftigung mit dem satirischen Teile des „Münchhausen" wird sich dann zu der Entstehung der Idylle wie Ursache und

[1]) Vgl. Kochs Einleitung zu „Münchhausen", Kürschners Nationalliteratur, 160, 1.

Wirkung verhalten. Die Idee des „Oberhofes“ ist nach dieser Ansicht allmählich aus dem satirischen Teil hervorgewachsen und hängt ihrem Ursprunge nach eng mit demselben zusammen. Jedenfalls bleibt die Tatsache bestehen, dass die Bauernwelt von Immermann in engster Verbindung mit nationalen Verhältnissen und Zuständen dargestellt wurde.

Fragt man also, wie Immermann die Bauernwelt aufgefasst habe, so muss man zur Beantwortung auf das eben angedeutete Verhältnis des „Oberhofes“ zum Ganzen des „Münchhausen“ verweisen. Der Bauernstand wird als Institution dem verfallenen Adel der Gegenwart entgegengestellt. Wenn aber der Landmann so auf der einen Seite als der „Granit der bürgerlichen Gesellschaft“ den höheren Kreisen gegenüber steht, so hängt er auf der anderen mit dem alten naturkräftigen Germanentum zusammen. Ist der Bauer durch den Gegensatz zur höheren Gesellschaft schon eine nationale Erscheinung, so wird er es erst recht durch seine Verbindung mit der heroischen Zeit des deutschen Volkes. Aehnlich wie Tacitus in der „Germania“ seinen Zeitgenossen ein Bild von einem unverdorbenen Volk vorhielt, will Immermann im westfälischen Bauer ein Beispiel von nationaler Kraft geben. Sein Hauptabsehen im „Oberhof“ ist daher kein rein dichterisches, sondern ihn beherrschen kulturhistorische und politische Tendenzen. Noch folgt er hier dem Drang, Erlebtes poetisch zu gestalten, denn die Schilderung des westfälischen Bauernlebens,[1]) wie die Darstellung vom Vehmgericht[2]) beruhen nur zum kleinsten Teil auf eigener Anschauung.

Der „Oberhof“ ist in erster Linie eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche Westfalens. Diese Art der Darstellung hat ihren Grund in des Autors kulturgeschichtlicher Auffassung von dem westfälischen Bauernleben. An ihren Sitten soll gezeigt werden, dass es bei den Bauern der roten Erde noch zugeht, wie zu den Zeiten des römischen Historikers. Die Stabilität der Zustände seit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die deshalb kaum eine Entwicklung zu nennen ist, hat der Dichter vor Augen, wenn er das Volk, das er als Kern der deutschen Nation bezeichnet, unsterblich nennt. „Sonderbares Land, in welchem alles ewig zu sein scheint“, lässt der Dichter den Jäger ausrufen. Im Volke findet Immermann die „Grundbezüge der Menschheit“ noch wach und in der roten Erde den Boden, den seit mehr als tausend Jahren ein unvermischter Stamm trat. Die Idee des unsterblichen Volkes weht ihm im Rauschen der Eichen und des umwallenden Fruchtsegens fast greifbar entgegen. Im „Oberhof“ liefert der Dichter eine kulturgeschichtliche Studie, die zugleich auf eine Verherrlichung des urgermanischen Geistes hinausläuft. Gerade dasjenige wird im Bauernleben betont, was dasselbe als Träger dieses Geistes erschei-

---

[1]) Vgl. J. Geffcken in der Gedächtnisschrift: „Karl Immermann“, S. 130.
[2]) Koch, Einleitung zu „Münchhausen“, Kürschner, Nationalliteratur, 160, 1.

nen lässt, und in diesem Sinne wird die Bauernwelt und das Volk überhaupt der höheren Gesellschaft entgegen gestellt.

Dieser germanische Geist bekundet sich beim Bauer in Sitten und Gebräuchen, die für ihn die Richtschnur des Lebens bilden. Für das Volk sind die Sitten Gesetze, die es mit peinlicher Gewissenhaftigkeit befolgt. Der kleinste Verstoss gegen den Gebrauch kann den Genuss eines fröhlichen Festes vergällen. Der Nachbar des Hofschulzen weigert sich zur Hochzeit zu kommen, weil er erst am Morgen des Hochzeitstages, und nicht, wie es der Brauch erfordert, den Tag zuvor geladen wurde, und der Hofschulze ist fast ausser sich, weil sein Nachbar nicht kommen kann. In dem Althergebrachten sieht der Bauer eine Macht, deren Verletzung ihn mit abergläubischer Furcht erfüllt. Dem Gott der Sitte opfert er freudig seine zeitlichen und geistigen Güter. Ruhig kann der Schulze einen Topf überlaufen sehen, wenn er nur dadurch die Haltung des Brautvaters wahrt. Auch die zarteren Gefühle des Vater- und des Kinderherzens werden der Sitte zum Opfer gebracht. Ja, der Brauch heiligt „sogar Verbrechen, wenn diese mit der Manier zugehen und zum Frommen" eben der Sitte verübt werden.

Ist aber der Bauer in gewissem Sinne der Sklave der Sitten, so ist er nur sein e i g e n e r Knecht. Denn es ist vor allem das Volk, das gleichsam von einer höheren Macht geleitet, die Sitten geschaffen hat. Daher sind Brauch und Herkommen heilig, und die äusseren Regeln des Lebens, die aus dem Menschen eine Maschine zu machen scheinen, von einem tieferen Gehalte durchdrungen. Nur in den durch die Jahrhunderte geheiligten Schranken findet das Volk seinen Lebensgenuss. Hier fühlt es seinen Wert, hier wird es sich seiner Würde bewusst, so dass sogar der städtische Weltmann bei der Beobachtung der volkstümlichen Sitten, trotz manches Komischen, sich eines gewissen Gefühles der Rührung nicht erwehren kann.

Immermann stellt aber den Dorfbewohner nicht nur objektiv als den Träger des germanischen Geistes hin, sondern bei ihm ist der Bauer sich selbst über seine Stellung zum Germanentum völlig klar. In seinem historischen Bewusstsein glaubt der Hofschulze, dass Herrmann den Varus in den Bergen, welche die Börse der Bauernschaft umgeben, geschlagen habe. Dort wurde, wie er glaubt, die deutsche Freiheit erkämpft, die der Bauer noch heute geniesst. Dieser historische Blick verleiht dem Hofschulzen einige Züge des Grossartigen. Er betrachtet sich als den Beschützer des heiligsten nationalen Vermächtnisses aus der herrlichen Zeit des Germanentums. In seinen Sitten beruft er sich nicht auf Vater und Grossvater, sondern auf Jahrhunderte der Vergangenheit. Ebenso gründet er seine Macht als Freigraf auf die Autorität des grossen Frankenkaisers. Von demselben Standpunkte aus hütet er das Geheimnis der Freigerichte und das Schwert Karls des Grossen. Ja, um diese Güter zu erhalten, steht er nicht an, sogar einen Mord zu begehen. Und wie der Bauer sich be-

rufen fühlt, das Vermächtnis der grossen Vergangenheit zu erhalten, so empfindet er auch eine gewisse Verpflichtung in Bezug auf die Zukunft. In dieser Richtung vertritt er ebenfalls seine Klasse, gehört sich weniger selbst als seiner Gattung, ist zuvörderst Bauer und nachher Mensch. So ist der Küster aufs Aeusserste besorgt, dass nicht die Würde der Küsterei und die Freiheit der Stelle durch ihn Einbusse erleide. Lieber möchte er sterben, als seinen Nachfolgern einen Nachteil bereiten. Für seinen Stand ist er bereit, Märtyrer zu werden.

Immermann hat jedoch den Bauer nur von einer Seite erfasst, da er ihn lediglich unter dem Gesichtspunkte der historischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung des gesamten deutschen Volkes vorführt. Durchweg wird der alte Hofschulze in seiner offiziellen Stellung dargestellt. Den anderen Bauern gegenüber ist er der Freigraf, zu seinem Gesinde hat er das patriarchalische Verhältnis des Hofschulzen, seinen Hochzeitgästen erscheint er als der Brautvater. Auch wo individuelle Charakterzüge hervortreten, sind sie der offiziellen Stellung untergeordnet. Der Hofschulze besitzt einen eisernen Willen, er ist ruhig, gemessen, nüchtern, praktisch, aber auch verschlagen und rachsüchtig. Alle diese Eigenschaften kommen jedoch nur dann zum Ausdruck, wenn es gilt, ihn in seinem Verhältnis zu Sitten und Gebräuchen zu zeigen.

Die privaten Verhältnisse des Bauern, das freie Walten der Volksseele, wird im „Oberhof" kaum berührt. In seiner Stellung zu Gemeinde und Nachbarn finden die mehr äusserlichen Beziehungen des Hofschulzen ihren Ausdruck. Auch ist das Gesinde hier viel weniger ein Teil der Bauernfamilie, als z. B. bei Gotthelf. Die zarteren Familienbande, wie das Verhältnis zwischen Vater und Tochter oder zwischen Braut und Bräutigam, werden im „Oberhof" ganz übergangen. Daraus darf man jedoch nicht schliessen, dass die feineren Regungen der Seele in unserer Idylle fehlen. Es ist aber höchst beachtenswert, dass der Dichter sie an Personen aus anderen Kreisen entwickelt. Das Liebesgeschick wird nicht in einem ländlichen Brautpaar, sondern in der Person des Grafen Oswald und der in adligen Kreisen aufgewachsenen Lisbeth dargestellt. Das Verhältnis zwischen dem Jäger und seinem „Wild" erhält freilich einen idyllischen, ländlichen Anstrich, durch die Umgebung, in der sich die Verliebten bewegen, nimmt dadurch aber noch keineswegs den Charakter einer Bauernliebschaft an.

Es ist klar, dass Immermann keinen Versuch gemacht hat, den Landmann von dessen Seelenleben aus darzustellen. Er hat in dem Bauernstand wohl den B a u e r , aber nicht den M e n s c h e n gefunden. Dies erhellt nicht nur aus seiner Behandlung der Liebe, sondern auch aus der Naturschilderung. Aehnlich wie das Bauerntum, wird auch die Natur im „Oberhof" mit kulturgeschichtlichem Geiste durchdrungen. Die ländliche Umgebung wird dargestellt, wie sie sich im Gemüte des schwäbischen Grafen spiegelt. Das

nüchterne, kräftige, robuste Aussehen der Baumgärten und der Blumenbeete erscheint ihm als eine würdige Einfassung eines Ortes, wo noch urgermanische Sitte und Kraftfülle zu finden sind. Der Eichenkamp des Hofschulzen ist der germanische Urwald, dessen Eichen ihm die Idee des unsterblichen Volkes fast greifbar entgegenwehen. Dieser Auffassung der Natur wird eine zweite zur Seite gestellt. Der urgermanischen Naturwelt tritt die romantische gegenüber. Oswald sehnt sich nach Pfaden, die er noch nicht betreten, nach Bergen und Bäumen, an deren Anblick er sich noch nicht gewöhnt hat, er lechzt und schmachtet danach, seine heisse Seele tief, tief in das kühle Waldesdunkel, in den feuchten Dunst bemoster Felsen, in den begeisteten Schaum springender Quellen zu tauchen. All das Ahnungsvolle, Sehnsuchtsvolle und Symbolische der Romantiker findet sich beim jungen Grafen wieder.

Immermann hat also das Bauerntum vom Standpunkt des Kontrastes zu anderen Kreisen aufgefasst. Der Bauernstand wird den anderen Ständen des deutschen Volkes gegenüber gestellt. Er ist diesen überlegen, weil er durch seine einfachen und kräftigen Sitten mit dem alten Germanentum noch in direkter Verbindung steht. Die Bauerncharaktere werden daher nicht in ihren persönlichen Verhältnissen zu einander, sondern im Lichte der herrlichen Urzeit des deutschen Volkes angeschaut.

Auerbach.

Auerbachs erste „Schwarzwälder Dorfgeschichten" erfreuten sich bei ihrem Erscheinen eines fast beispiellosen Erfolges, der jedoch weniger auf ihre Ueberlegenheit als Werke der Kunst, als auf eine gewisse Neuheit, auf den Kontrast, in dem sie zu den Salonromanen ihrer Tage standen, zurückzuführen ist. Und worin bestand diese Neuheit? Erstreckte sich dieselbe auch auf die anderen Elemente der Erzählungen, wie Charaktere und Situation, oder blieb sie vielleicht lediglich auf den Schauplatz beschränkt?

Bei genauerer Prüfung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" findet man, dass in denselben die äusseren Beziehungen des Dorflebens eine hervorragende Stelle einnehmen. Die erste Erzählung enthält allein eine ausführliche Beschreibung von nicht weniger als acht öffentlichen Phasen des Dorflebens. Zuerst wird das Aeussere des Dorfburschen Tolpatsch durch eine umständliche Aufzählung seiner Kleidungsstücke veranschaulicht, worauf eine Schilderung vom öffentlichen Betragen der Dorfjugend folgt, der sich wieder eine Erklärung über die Bedeutung der Tabakspfeife im Leben eines Dorfburschen anschliesst. Nachdem so der Kleidung und dem öffentlichen Betragen des Dörflers eingehende Aufmerksamkeit geschenkt worden, geht der Dichter zur ausführlichen Beschreibung der Verrichtung der dörflichen Hausarbeit über, wo selbst jeder Akt bei der Fütterung des Viehes einzeln hervorgehoben wird. Wurde aber bisher die nächste Umgebung des Dorfburschen, seine Kleidung und Alltagsarbeit gegeben, so werden in der Sitte des sogenannten „zu Licht Kommens" Gesellschaftsabende der Dorfjugend näher beschrieben. Die Festlichkeiten der Kirchweihe sind der Gegenstand einer weiteren Beschreibung der ersten Erzählung, die schliesslich mit der Schilderung einer Wirtshausprügelei ihren Abschluss findet.

In der zweiten Geschichte, wo ein „Brautsteuertransport", eine Hochzeitseinladung und eine Hochzeit eingehend geschildert werden, ist das Element der sachlichen Darstellung auch sehr stark vertreten. Weniger tritt es in des „Schlossbauern Vefele" hervor, doch ist auch hier die Beschreibung als Selbstzweck nicht zu verkennen, indem die Tracht einer Dorfbraut, dörfliche Begrüssungsformen und der eigentümliche Brauch, wodurch Dorfburschen ihrer Schadenfreude über einen

ihnen verhassten unglücklichen Freier Ausdruck geben, des weiteren geschildert und erklärt werden.

Mehr als „Vefele“ trägt wieder „Tonele mit der gebissenen Wange“ den Charakter der Beschreibung an sich. Mit einem ländlichen Sonntagnachmittagsbild wird die Erzählung eröffnet. Dann folgt eine praktische Anwendung der Anstandsregeln im Dorfverkehr und gegen das Ende der Geschichte stösst man wieder auf eine Bauernhochzeit, bei der uns das Stehlen und Einlösen der Baut als neuer charakteristischer Zug begegnet. Die kleinlichen Eingriffe der Regierung ins Volksleben und die energische Verteidigung ihrer althergebrachten Rechte von Seiten der Bauern wird in „Befehlerles“ in die engste Verbindung mit den Bräuchen des „Maisetzens“ und „Axttragens“ gebracht. Die letzte und längste Erzählung des ersten Bandes wird durch die Feier der „Primiz“ eröffnet und auch weiterhin finden sich in „Ivo“ eine Reihe charakteristischer Wirtshausszenen. Die verschiedenen Tänze, wie Freitanz, Balbiertanz, werden in „Florian und Kreszenz“ eingehend dargestellt.

Es ist bemerkenswert, dass die Zahl und Ausführlichkeit der Beschreibungen im stetigen Abnehmen begriffen ist, wenn man die Erzählungen des ersten Bandes ihrer Reihenfolge[1]) nach durchgeht. Im „Tolpatsch“ finden sich acht Bilder von verschiedenen Dorfsitten, in den nächsten drei Erzählungen je drei, während in den drei folgenden nur zwei auf eine Erzählung kommen. Und nicht nur, dass die ins Einzelne gehende Schilderung abnimmt, was eigentlich zu erwarten wäre, sondern auch ausdrückliche Anspielungen und Hinweise auf Dorfbräuche kommen in der Reihenfolge der Erzählungen immer spärlicher vor.

Es muss wohl zugegeben werden, dass bei Auerbach aus der Schilderung von Dorfsitten und Bräuchen überall das Bewusstsein des Dichters, etwas auffallend Neues und Eigenartiges zu bringen, deutlich hervorblickt. Er ist gleichsam der Fremdenführer im Dorfe. Und dadurch unterscheiden sich seine Dorfbeschreibungen von ähnlich ausführlichen Dorfszenen bei Gotthelf. Auch unterscheidet sich der Schweizerdichter in seinen Beschreibungen von dem Schwarzwälder dadurch, dass er mit jedem Detail gleichsam eine neue Stelle der Volksseele enthüllt, während letzterer durch seine Schilderungen die Charaktere eher in den Hintergrund treten lässt. Bei Auerbach sind in seinen ersten Dorfgeschichten die Personen kaum mehr als Staf-

---

[1]) Die ursprüngliche Reihenfolge des ersten Bandes der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ war dieselbe wie sie auch jetzt noch in der Volksausgabe zu finden ist: „Tolpatsch“, „Die Kriegspfeife“, „Des Schlossbauern Vefele“, „Tonele mit der gebissnen Wange“, „Befehlerles“, „Die feindlichen Brüder“ und „Ivo der Hajrle“. Wenn auch der Plan zu den einzelnen Erzählungen nicht gerade in dieser Reihenfolge entstanden sein mag, wie man vielleicht aus dem Konzept vom 10. Juli 1840 schliessen könnte, so steht doch fest, dass die Ausführung der Geschichten in der gegebenen Reihenfolge vor sich ging. (Vgl. die erste Ausgabe der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, sowie A. Bettelheim: „Berthold Auerbach“, s. 137 ff.

fage, um welche sich die Dorfsitten und Gebräuche gruppieren. Den Dorfkleidern wird mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als den sie tragenden Dorfbewohnern, und hinter der charakteristischen Bauernarbeit verschwindet das eigenartige Wesen des Bauern. Die Dörfler sind in erster Linie Gegenstände der Anschauung. Ihr äusseres Benehmen als Ausdruck der Dorfsitten ist hier die Hauptsache. Vor allem wird in diesen Erzählungen das Malerische des Dorfes auf Kosten anderer Elemente hervorgehoben. Die Aufmerksamkeit, welche dieser Seite des Dorflebens geschenkt wird, steht in keinem richtigen Verhältnis zu ihrem Einfluss auf die Charaktere und deren Handlungen. So lernt zwar Tolpatsch Marannele beim Füttern und Melken der Kühe kennen, doch wer würde behaupten, dass diese Szene geschaffen wurde, um durch die Annäherung der jungen Leute den Gang der Handlung zu fördern? Auch wird in ihr nicht, wie in ähnlichen Szenen bei Gotthelf, das Charakteristische der Dörfler dargestellt, sondern vor allem eine Charakteristik der Bauernarbeit an sich geliefert.

Dass das Element der Beschreibung in unseren Erzählungen vorhanden ist, bedarf wohl keiner ferneren Beweise, dass jedoch diese sachlichen Bilder von Dorfsitten den überwiegenden und im Grunde einzig dörflichen Zug der Dorfgeschichten abgeben, muss weiter ausgeführt werden.

Nicht nur ist es die so oft wiederkehrende ausführliche Schilderung von Dorfsitten, welche den beschreibenden Charakter der Erzählungen so klar hervortreten lässt; mit derselben geht eine gewisse Nichtbeachtung der Situation Hand in Hand. Das Milieu, wie wir oben gesehen, ist ein eigenartig dörfliches. Das kann jedoch nicht von den Umständen gesagt werden, aus denen die Situation der Erzählungen zusammengesetzt ist. Die Sachlage widerspricht freilich nicht wirklichen Dorfverhältnissen, dafür hat denn doch Auerbach das Dorfleben zu genau gekannt. Trotzdem aber vermisst man in der Fabel der ersten Dorfgeschichten ein p o s i t i v e s Dorfelement. Obwohl Dorfverhältnissen nicht direkt widersprechend, ist die Situation doch meistens neutral, d. h. dieselben Charaktere könnten sich ebensowohl in der Stadt oder in sonstigen Kreisen bewegen, ohne ihre Handlungsweise oder ihr Verhältnis zu einander irgendwie zu ändern.

Unterzieht man die Situation einer genaueren Prüfung, so findet man, dass dieselbe charakteristisch bauernhafte Züge gerade dort am meisten entbehrt, wo man es in Uebereinstimmung mit unserer obigen Erörterung am ehesten erwarten würde, nämlich in den ersten Erzählungen, wo, wie wir gesehen, das beschreibende Element am stärksten vertreten ist. Es scheint, der Dichter hat sich so in der Dorfschilderung verloren, dass er Charaktere und Situation insofern das charakteristisch Dörfliche in Betracht kommt, als etwas Nebensächliches ansah, und dass daher die Motivierung nur selten aus Bauernpsychologie entspringt. Tolpatsch, der Marannele liebt, muss zum Militär und während seiner Abwesenheit von daheim wird sein Mädchen von einem

anderen Dorfburschen verführt, was zur Folge hat, dass er nach Amerika auswandert. Nun ist es hier aber weder ein eigenartiger Dorfumstand, der die jungen Leute einander nähert, noch sind es eigentümliche Dorfverhältnisse, wodurch sie getrennt werden. Gerade dieselben Umstände findet man in tausend Fällen im Stadtleben. Tolpatsch handelt nicht so und nicht anders, weil er Dorfbursche ist. Auch in der „Kriegspfeife" weist weder die freiwillige Verstümmelung eines Gliedes, um sich dadurch dem Kriegsdienste zu entziehen, noch das darauf folgende Verhältnis zwischen Hansjörg und seiner Braut irgend etwas eigentümlich Bauernhaftes auf.

In des „Schlossbauers Vefele" ist die Handlung enger mit Dorfverhältnissen verwachsen als in den vorhergehenden Erzählungen. Hier, ob bewusst oder unbewusst, hat der Dichter gewisse Elemente verwertet, welche die Situation zu einer echt dörflichen machen. Der Stolz des Schlossbauern erscheint als der sprichwörtlich gewordene Bauernstolz, und sein Starrsinn als die berüchtigte Bauernhartnäckigkeit. Ein anderes echt dörfliches Element, das in dieser Erzählung eine bedeutende Rolle spielt, ist Dorfhass. Zwar ist Vefeles Fall direkt auf ein fremdes Element zurückzuführen, dessen Erscheinen jedoch in Bauernverhältnissen richtig begründet ist, da die Einführung des Verführers in das Haus des Schlossbauern die unmittelbare Folge von des letzteren Fehde mit dem Dorfe ist.

Im Gegensatz zu „Vefele" hat die Situation in „Tonele" nichts Bauernhaftes aufzuweisen. Dieselben Charaktere könnten sich in anderer Umgebung bewegen, ohne die Lage dadurch irgendwie zu ändern. Weder das Liebesverhältnis zwischen Sepper und Tonele, noch die Feindschaft zwischen Sepper und dem Jäger, noch die Art und Weise wie Tonele sich von Sepper trennt und dem Jäger zuwendet, tragen irgend welche Züge an sich, die dem Dorfe eigentümlich wären.

In allen diesen Erzählungen entbehrt die Situation aber nicht nur charakteristisch bauernhafter Züge, sondern sie ist auch auffallend einfach. Wurde diese Einfachheit vom Dichter deshalb angestrebt, weil er sie als wesentliche Bedingung der Dorfgeschichte betrachtete? Dass dies nicht der Fall war, beweist schon die Tatsache, dass seine späteren Dorferzählungen verwickeltere Situationen aufzuweisen haben. Es war vielmehr folgender Grund: Die einfache Lage diente dem Zwecke der Dorfschilderung am besten, da so das Augenmerk des Lesers nie von dem Gegenstand der Beschreibung auf das Gewebe der Erzählung gelenkt werden würde.

Mit dieser Einfacheit der Erzählungen ist ihre Kürze natürlich aufs engste verbunden. Des Dichters Bestreben ging darauf aus, seinem Publikum von Städtern eine Reihe von Dorfbildern vorzuführen. Konnte er dieselbe Zahl von Bildern ebenso gut in Verbindung mit einer längeren Erzählung wie mit mehreren kurzen bringen? Augenscheinlich war der letztere Weg der leichtere und diente dem Zwecke der Beschreibung am besten.

Das Alter der Personen, die der Dichter zu Charakteren wählt, deutet dieselbe Absicht an. Auerbach wollte seine Dorfbeschreibungen dadurch anziehender machen, dass er sie in das Gewand der Erzählung kleidete. Auf diese Weise wurde aber das neue Element der Charaktere eingeführt. Welcher Art mussten nun diese sein, um dem Zwecke der Beschreibung am besten zu dienen? Es leuchtet sofort ein, dass die Jugend diesen Forderungen am besten entspricht, da junge Personen schon an sich ohne nähere Individualisierung interessant sind. Dann spielt auch der Dorfumstand mit hinein, den Goldsmith in seiner „Deserted Village" in folgenden Worten beschreibt:

„How often have I blest the coming day,
When toil remitting lent its turn to play,
And all the village train, from labor free,
Led up their sports beneath the spreading tree,
While many a pastime circled in the shade,
The young contending as the old surveyed."[1])

Die Ausübung der öffentlichen Dorfbräuche fällt in der Regel der Jugend zu, sie ist in erster Linie die Trägerin der Dorfsitten.

Dass der Dichter grösseren Anteil an der Beschreibung als der Erzählung nahm, mehr des Eigenartigen an der Umgebung als den Charakteren fand, bekunden auch die rein subjektiven Stellen, d. h. jene Abschnitte, in denen der Dichter sich direkt an den Leser wendet. Solche Stellen zerfallen in zwei Klassen. Einige davon sind allgemeine Lehren, die aus den Handlungen der Charaktere leicht gefolgert werden, andere sind sachliche Erklärungen von Dorfsitten und Gebräuchen. Zwischen beiden besteht ein bemerkenswerter Unterschied. Die Reflexionen über das Verhalten der Personen sind so allgemein gehalten, dass sie sehr wohl auf jeden Menschen ihre Anwendung finden können. Der Dichter war sich scheinbar keines Abstandes zwischen den Anschauungen und Stimmungen der Dörfler und deren anderer Personen bewusst. In Bezug auf ihr Seelenleben stellt er Dörfler und Städter in eine Klasse und behandelt sie als einander völlig gleich.

„So sind die Menschen! Einem Grafen, Baron oder Freiherrn hätten sie ohne Widerrede Alles entrichtet, aber jetzt verfluchten sie jedes Körnchen, das sie an Ihresgleichen abgeben mussten." („Vefele", Dorfgeschichten[2]) I, S. 42.)

„So geht's. Statt im Leben freundlich und friedfertig einander zu tragen und zu erfreuen, grämen sich die meisten Menschen, wenn es zu spät ist, wenn der Tod die traulichen Lebensgefährten von der Seite gerissen hat; darum soll man sich lieben, so lange man noch lebt, denn jede Stunde, die man in Unliebe verbringt, hat man sich und den anderen unwiederbringlich vom Leben geraubt". („Des Schlossbauers Vefele", Dorfg. I, S. 50.)

[1]) The Poetical Works of Oliver Goldsmith, ed. by Austin Dobson. London 1895. S. 27.

[2]) Berthold Auerbachs sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volksausgabe in zehn Bänden. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Stuttgart. 1884.

„Wenn ein Unglück oder ein trauriger Zustand lange dauert, richtet man sich zwischen Tür und Angel wohnlich ein; ein Mensch, wenn er gesund ist, kann nicht lange dem Schmerze nachhängen, die alte Lust des Lebens steigt bald wieder in ihm auf." („Vefele", Dorfg. I, S. 48.)

„Wer die Menschen kennt und die Eigentümlichkeiten der Bauern insbesondere, der wird es wohl zu schätzen wissen, dass Melchior seiner Schwester Vefele nie den geringsten Vorwurf über ihren Fall machte; ja, er suchte, so viel er konnte, ihren niedergedrückten Lebensgeist wieder aufzurichten." („Vefele", Dorfg. I, S. 61.) Der Ausdruck „und die Eigentümlichkeiten der Bauern insbesondere" scheint anzudeuten, dass der Dichter hier vor allem den Bauerncharakter im Auge hatte. Doch wie allgemein ist wieder das Folgende: „Die meisten Menschen machen sich für ihre Teilnahme bei einem Missgeschick oder einem Fehltritt gleich dadurch bezahlt, dass sie ihren freundschaftlichen Aerger und ihren weisen Ermahnungen Luft machen. Das mag bei Kindern oder überhaupt bei solchen Menschen am Platze sein, die nicht wissen, was ihnen geschehen oder was sie getan; bei Menschen aber, die den Pfeil wohl fühlen, der in ihre Brust gedrungen, ist es unvernünftig, wenn nicht grausam, den Pfeil noch um und um zu wühlen, statt ihn sogleich behutsam und zart herauszuziehen." („Vefele", Dorfg. I, S. 61.)

„Denn das findet sich überall und bei gar vielen Menschen, dass, wenn sie etwas von sich erzählen, sie es noch schöner herausputzen: sie berichten dann, dass sie dies und das gesagt und getan, wo sie zur Zeit den Mut nicht gehabt hatten, oder was ihnen erst später einfiel." („Tonele mit der gebissenen Wange", Dorfg. I, S. 13.)

Diese Betrachtungen werfen ein helles Licht auf des Dichters Stellung seinen Charakteren gegenüber. Offenbar sieht er in ihnen nichts Eigenartiges, ihre Gefühle und Stimmungen sind dieselben, wie die anderer Menschen. Im Grunde sind diese Stellen, die ihren Ursprung nicht des Dichters Wunsche, die Dörfler näher zu kennzeichnen, sondern seiner Vorliebe für Reflexionen verdanken, Betrachtungen über das Wesen der Menschen im Allgemeinen und nicht über Dorfcharaktere im Besonderen.

Ganz anders verhält sich die Sache jedoch, wo die öffentlichen Dorfsitten den Gegenstand der Betrachtung bilden. Diese trägt dann einen speziellen Charakter an sich, sie ist da, um ein helleres Licht auf allgemeine Dorfverhältnisse zu werfen oder um das Eigenartige der Dorfumgebung zu erklären.

„Das ist die besondere Zierde einer Jungfrau, denn nur eine solche darf rote Bänder im Haare tragen, ein Mädchen, „das sich verfehlt hat", muss weisse leinene Bänder tragen." („Vefele", Dorfg. I, S. 49.)

„Man irrt sich gar gewaltig, wenn man glaubt, auf dem Lande da könne man ganz ungestört allein für sich leben. Das kann man nur

in einer grossen Stadt, wo die Menschen sich nicht umeinander kümmern, wo einer an den anderen täglich vorübergeht, ohne zu wissen, wer er ist, was er tut und treibt, wo man ohne Gruss, ja fast ohne Blick vor einem Menschen vorbeirennt, als ob er ein Stein, und nicht, als ob er ein Mensch wäre. Auf dem Lande, in einem Dorfe aber, wo die kleine Anzahl der Einwohner sich kennt, muss man gewissermassen von seinem Tun und Treiben einem jeden Rechenschaft geben, man kann sich nicht selbst genügsam abschliessen." („Vefele", Dorfg. I, S. 51.)

„Auch das ist eine Unannehmlichkeit der Stadtkleider und bezeichnet schon das Herrenwesen, dass man sie nicht allein anziehen kann und jemand zum Zuhefteln braucht. Vefele schauderte immer zusammen, wenn die Näherin so an ihm herumbosselte." („Vefele", Dorfg. I, S. 59.)

„Man nennt bei uns die Dienstboten „Ehhalten", was ihre Bedeutung gar schön bezeichnet und wie man sie schon in der Stadt das Unterschicksal des Familienlebens nennen kann, so sind sie das noch weit mehr im Dorfe, wo das ganze Leben des Hauses ein in Arbeit und Genuss gemeinsames ist." („Ivo, der Hajrle", Dorfg. I, S. 123.)

„Oft aber sprachen auch die beiden über allerlei Lebensverhältnisse, von denen die Stadtkinder erst spät Einsicht und Kunde erhalten: von Reichtum und Armut, Treue und Falschheit, Handel u. dgl.; denn das Leben im Dorfe ist stets ein offenkundiges, das Innere des Hauses ist allen bekannt, gross und klein." („Ivo", Dorfg. I, S. 125.)

„In der Stadt bekommen die Kinder eine Trommel oder einen kleinen Kaufladen, sie spielen dann Soldaten oder Handelns, bis es Ernst mit dem Leben wird; auf dem Dorfe beginnt mit der Peitsche das Bauernspiel." („Ivo", Dorfg. I, S. 127.)

Auch die Sprache der Bauern wird als Gegenstand der Anschauung, und nicht als charakteristischer Ausdruck der Volksseele aufgefasst. Das ist schon daraus ersichtlich, dass der Dialekt und bezeichnend volkstümliche Ausdrücke sich am stärksten in den ersten Geschichten vertreten finden, während man doch gerade das Gegenteil erwarten würde, da in den späteren Erzählungen der Charakterschilderung grössere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ebenso tritt das Volkslied in den ersten Dorfgeschichten nicht als Ausdruck der Volksseele, sondern als Form der Dorfsitte auf. Bei echten Volksschriftstellern bildet aber gerade die Sprache eins der wirksamsten Mittel der natur- und wahrheitsgetreuen Volkscharakterdarstellung. Kein Wunder daher, dass Anzengruber[1]) „die Geziertheit reinsprachlicher Dorfgeschichten unserer Tage" streng ablehnte, und dass Auerbach[2]) diesen Angriff auf sich selbst bezog.

Zu diesen den Erzählungen selbst entnommenen Beweisen für ihren

[1]) „Plauderei als Vorrede", Dorfgänge II.

[2]) Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach (2 Bände) Frankfurt a. M., Rütten & Frening. 1884. Bd. II, S. 411 ff.

beschreibenden Charakter kommen noch mehrere äussere hinzu. Als Auerbach die ersten Dorfgeschichten vollendet hatte, und ehe die zweite Folge erschien, traf er in Leipzig mit Rank, dem Dichter des Böhmerwaldes, zusammen. Die Unterhaltung bei dieser Gelegenheit, die wir in Ranks Worten wiedergeben, wirft ein helles Licht auf die Eigenart von Auerbachs ersten Dorfgeschichten.

„Schon am Morgen nach meiner Ankunft, bei einem gemeinsamen Frühstück, an dem auch Moritz Hartmann teilnahm, lieferte die lebhafte Unterhaltung manches bezeichnende Ergebnis, das zur Beleuchtung unserer Tendenzen und Eigenarten führte.

„So meinte Auerbach, ich hätte für den Erfolg meiner ersten Schilderungen besser getan, wenn ich meine Beobachtungen und Studien[1]) des Volkslebens gleich zu kleineren und grösseren Geschichten, wie er, verarbeitet hätte, da auf diese Weise den Lesern, die doch in erster Reihe gern unterhalten werden wollen, ein Reiz mehr geboten wäre, sich mit dem Volk und dessen Eigenarten eingehend zu beschäftigen“.[2])

Auch in den Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach drückt sich Auerbach mehrere Male dahin aus, dass seine Aufmerksamkeit in den ersten Geschichten dem öffentlichen Dorfleben, den Sitten und Gebräuchen zugewandt war. Am 11. Oktober 1860 schreibt er: „Ich war gestern in einer landwirtschaftlichen Schule hier in der Nähe, der Direktor ist ein Bruder des Reisepredigers Werner; auch ein Sohn des Buchmaiers, ein frischer Bursch, ist in dem Institut und ich sah das Heimatsleben auf einer ganz neuen Stufe, die mir wieder neuen Ausblick für meinen Humanisten gab, den ich schon seit acht Jahren vorhabe. Was Sitten und Gebräuche, Trachten u. s. w. betrifft, das eigentliche Ethnographische interessiert mich kaum mehr, ich bin nach ganz anderem gespannt.“[3]) Und wieder an denselben am 20. Oktober 1860: „Ich fühle mich jetzt in eigentümlicher Position dem Volksleben gegenüber, die Sitten und Gebräuche, die Lieder u. s. w., alles das interessiert mich kaum mehr, die grosse Wandlung des Ackerbaulebens und der Staatsbeziehung ist es allein, die ich im Auge habe.“[4])

In Auerbachs ersten Dorfgeschichten wird also die öffentliche Seite des Dorflebens, wie es in Sitten und Gebräuchen zum Ausdruck kommt, in den Vordergrund gestellt. Das Dorf als Ganzes weit mehr

---

[1]) Ehe seine Dorfgeschichten erschienen, verfasste Rank die „Bilder aus dem Böhmerwalde“, worin er das Volk, dessen Sprache, Sitten und Gebräuche genau beschrieb. Um sein Lesepublikum mit der Oertlichkeit und den Personen seiner späteren Dorfgeschichten im Voraus bekannt zu machen, gab er in den „Bildern“ eine ins Einzelne gehende Schilderung von Dorfsitten, wie Tanz, Wirtshausgefecht, Verlobung, nächtlichem Besuch, Hochzeit, „Brautsteuertransport“, Karneval, Beerdigungsgebräuchen u. a. m. Diese „Bilder“ sind Beschreibung, sowohl der Form als dem Stoffe nach, sie sind rein objektiv, Dichtung spielt in ihnen keine Rolle.

[2]) Rank, Erinnerungen, S. 298.

[3]) Briefe I, S. 139.

[4]) Briefe I. S. 140.

als einzelne Dörfler bildet hier den Mittelpunkt des Interesses. Die Darstellung des gesamten Dorflebens ist Zweck, dem die Dorfcharaktere nur als Mittel dienen, der einzelne Dörfler von Bedeutung nur insofern er in seinem Verhältnis zur Gesamtheit auftritt. Charaktere und Situation sind daher dem Schauplatze untergeordnet, und infolgedessen sind diese Dorfgeschichten mehr Beschreibung als Erzählung.

Von der Beschreibung von Dorfsitten ging der Dichter zur Behandlung von ethischen Fragen über.

Die Erzählung, die diesen Uebergang bildet, ist „Ivo der Hajrle". Wie oben gezeigt, ist in dieser Geschichte das Moment der Beschreibung noch stark vertreten, aber im selben Grade macht sich schon ein seelisches Problem geltend, das in diesem Falle in dem Kampfe zwischen der Jugendliebe eines zum Priesterberufe bestimmten Dorfburschen und dem Zölibate der römischen Kirche besteht. Da nun dieses Problem sich auf keine besonderen Gesellschaftsklassen beschränkt, sondern im Grunde ein kirchliches ist, so sind auch die Elemente der Situation in „Ivo" an sich keine eigentümlich dörfliche. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass eine kirchliche Frage, wie die vorliegende, zu einer Lösung nicht ebensowohl in dörflichen als in städtischen Kreisen berechtigt sei. Soll eine Erzählung aber, die einen derartigen allgemeinen Gegenstand zum Vorwurf hat, mit Recht den Titel „Dorfgeschichte" tragen, so muss die Ausführung eine sein, die den Dorfcharakter deutlich kund gibt. Das kirchliche Problem muss durch die dörfliche Umgebung und durch Dorfverhältnisse derart beeinflusst und modifiziert werden, dass es gleichsam zum Dorfproblem wird.

Somit drängt sich uns die Frage auf, welches die Volkselemente seien, die sich hier an der Lösung des kirchlichen Problems beteiligen und diese Erzählung zur Dorfgeschichte machen.

Ivo entschliesst sich für den Priesterberuf und wird von seinen Eltern dazu bestimmt bei Gelegenheit einer höchst feierlichen Handlung im Dorfe. Die erste Messe eines angehenden Geistlichen, die sogenannte „Primiz", ist ein höchst wichtiges, eigenartig dörfliches Ereignis, und liefert daher eins der bedeutendsten Volkselemente unserer Erzählung. Versetzt uns schon die Schilderung der „Primiz", die hier kaum mehr Zweck an sich genannt werden darf, in eine Dorfstimmung, so liegt die Bedeutung dieses Festes noch mehr in seinem Einfluss auf das Volksgemüt. Im Dorfe kommen wohl wenige diesem Kirchenfest an Ernst und Feierlichkeit gleich. Wenn daher Ivo den ersten Ansporn zur Erwählung des Priesterberufes bei einer „Primiz" in seinem Heimatsdorfe erhält, so ist dieser Entschluss schon in Dorfverhältnissen begründet. Ebenso stützt sich die Stellung seiner Eltern zu dem geistlichen Amt auf die geradezu grenzenlose Verehrung von Seiten des Volkes für die Kirche und deren Diener. Bei den katholischen Bauern gilt wohl kein Beruf für frömmer und ehrenhafter als der des Priesters.

Das andere Element, das dem Entschlusse, Priester zu werden, später feindlich entgegentritt, ist die Liebe zu Emmerenz und nicht frü-

here Dorfeindrücke, ausser insofern dieselben eben mit dieser Liebe in Verbindung stehen. Die Dorferlebnisse des Ivo haben daher mit seinem endgültigen Lebensschicksal nichts Näheres zu tun. Um aber den Zweck der weitläufigen Schilderung der Kindheit Ivos zu verstehen, muss man bedenken, dass der Dichter mit dieser Erzählung auf ein anderes Gebiet des Dorflebens übergeht. Bisher wurden die Lebensschicksale des Einzelnen nur in grossen Umrissen und im Lichte der Oeffentlichkeit dargestellt, jetzt aber wendet sich der Autor der inneren, der privaten Seite des Lebens zu. Nun soll die Charakterzeichnung, die Individualisierung versucht, in Ivo der Werdegang eines Dorfcharakters geliefert werden. Ist das dem Dichter geglückt? Schwerlich. Ivo ist während seiner dörflichen Periode noch zu jung, um einen Gegenstand der Individualisierung abzugeben. Kinder sind sich in ihrer Naivität in allen Gesellschafts- und Berufsklassen gleich, da eben bei ihnen von Charakter oder Individualismus noch nicht die Rede sein kann. Der Unterschied zwischen einem Dorf- und Stadtkind bleibt daher lediglich auf seine Umgebung und seine Erziehung beschränkt. Was bei Ivo das Erstere betrifft, so ist es nur das Allgemeine des Dorflebens, da seine gegebenen Lebensbeziehungen in Dorfverhältnissen und nicht, wie in ähnlichen Fällen bei Gotthelf, in Familienverhältnissen wurzeln, und in seiner Dorferziehung ist nur der Einfluss Nazis ein besonderer Faktor.

In dieser Verbindung ist es beachtenswert, dass der Schweizerdichter ein Kindesleben nur selten und nie seiner selbst wegen, noch in der Breite wie hier Auerbach, vorführt. Die Gründe dafür sind klar. Weil beim Kinde noch nichts vom Individuellen, Charakteristischen zu finden ist, muss eine Schilderung der Kindheit des Dörflers nur auf eine Darstellung der allgemeinen Dorfumgebung hinauslaufen, worum es aber Gotthelf nie zu tun war. Bei ihm wachsen daher die Kinder immer in besonderen Familienverhältnissen auf und sind vor allem da der Personen wegen, durch die sie beeinflusst werden. So ist die Familie des kleinen Jeremias im „Bauernspiegel“ eine eigenartige, ebenso die des Jakobli, in „Anne Bäbi Jowäger“, an dem vor allem gezeigt werden soll, wie seine Mutter Anne Bäbi haushaltet. Hingegen ist das Bild von Ivos Familie ein ganz allgemeines, gleichsam nur die Bauernfamilie in ihren äusseren Beziehungen. Innere Familienangelegenheiten, wie die Spannung zwischen seinen Eltern, kommen während Ivos Dorfaufenthaltes garnicht zum Vorschein.

Obzwar beim Kinde von Charakter noch nicht die Rede sein kann, so darf man doch in gewissem Sinne von einer tieferen Seite seines Wesens sprechen, nämlich insofern seine Anlagen, die auf seine künftige Entwicklung schliessen lassen, in Betracht kommen. Diese tiefere, innere Seite von Ivos Wesen ist vom Dichter sehr eingehend dargestellt worden. Doch welcher Art ist dieselbe? Wenn man bei unserem Helden die Schale der Handlungen durchbricht, auf welchen Kern stösst man da? Etwa auf den künftigen Bauer? Durchaus nicht!

Bei Ivo zielt alles auf den Priesterberuf. In seinem ganzen Denken und Tun ist er weit mehr der künftige Geistliche als der Bauer. In jeder Hinsicht besitzt er die zum Priester erforderlichen Eigenschaften. Er ist „fromm und gesittet" und mit einer besonders feinen Empfindung begabt, so dass er alles auf sein Gefühl überträgt. Dann ist es nicht ein unbewusster Naturtrieb, aus dem seine Handlungen hervorgehen, sondern Berechnung und Erwägung. Zudem ist er sich stets der Tragweite seines Handelns bewusst, betrachtet aber die Tat weniger nach ihren äusseren Folgen, als nach ihrer moralischen Bedeutung.

Durch diese tieferen Beweggründe, durch dieses Berechnen und Erwägen ist Ivo schon während seiner Dorfperiode weit mehr Priester als naives Dorfkind. Seine Veranlagung führt ihn dann auch ganz naturgemäss in Kreise, wo von Dorfelementen schon gar keine Rede sein kann. Im Kloster und auf der Universität hat man es auch äusserlich nicht mehr mit dem Dorfburschen, sondern nur mit dem Priesterkandidaten zu tun.

In diese Erzählungen spielt das biographische Element bestimmend hinein. Dieser träumerische Idealismus, diese grübelnde Philosophie, diese süssliche Sentimentalität, was sind sie anders als persönliche Züge aus dem Jugendleben des Autors? Man braucht nur des Dichters Briefwechsel mit seinem Freunde Jakob Auerbach zu lesen, um zu erkennen, wessen Jugendleben als Modell gedient hat für einen Jüngling, dessen Dasein „tiefstes Gefühl", „unbeschreibliche Wehmut", „unaussprechliche Freude" und „unvergleichbares Entzücken" war. Und das biographische Element erstreckt sich auch auf den äusseren Werdegang Ivos. Auch Auerbach wurde, gleich dem Held der Erzählung, von seinen Eltern für den geistlichen Beruf bestimmt, noch ehe er jedoch seine Studien vollendet hatte, gab er denselben auf, weil er fand, dass seine Neigung ihn in eine andere Richtung führte. Also nach Innen und nach Aussen hat Auerbach in Ivo sich selbst dargestellt. Dieser ist daher auch ebensowenig ein echter Volkscharakter wie der Dichter selbst.

Wenn aber die Situation als Ganzes keine dörfliche ist, so finden sich in unserer Erzählung doch manche bauernhafte Züge. Besonders sind die Schwierigkeiten, die Ivo in der Verwerfung seines in Angriff genommenen Berufes zu überwinden hat, bäuerlicher Natur. Ein richtiger Zug der Bauernseele macht sich geltend, wenn der Vater Valentin sich dem Aufgeben des Priesterberufes am meisten widersetzt, des Geldes wegen, das er für seines Sohnes Ausbildung ausgegeben und das er in solchem Falle als verloren betrachtet.

Auerbachs erste Dorfgeschichten, in denen der Dichter ein getreues Bild von dem äusseren Leben und Treiben des Dorfes zu geben versuchte, boten seinem gebildeten Lesepublikum nur ein objektives Interesse; erst im zweiten Bande wird das Dorf in den Bereich der subjektiven Teilnahme der Leser gezogen, da der Dichter hier bestrebt ist, das Bauernleben, das er früher nur als malerischen Stoff behandelt hatte, mit ethischem Gehalte zu durchdringen. Daher tritt an Stelle der

Beschreibung und Schilderung immer mehr das Element der philosophischen, der subjektiven Betrachtung. Dieser Zug des Subjektiven und Abstrakten kommt am klarsten im „Lauterbacher" und in der „Frau Professorin" zum Ausdruck. Besonders in der ersteren Erzählung, wo die Hauptperson kein Volkscharakter ist, wird das Volksleben von aussen, im Lichte des allgemein Menschlichen angeschaut. Der Städter und der Bauer sollen einander näher gebracht und reine Naturkraft mit höherer Kultur harmonisch vereinigt werden. Hier soll beispielsweise gezeigt werden, wie der Bauer für Bildung zu gewinnen sei, und welches die Hindernisse sind, die dem entgegen stehen. Und so ist diese Erzählung mehr ein ideelles Experiment auf dem Gebiete höherer Kultur, als ein Spiegelbild von dörflichen Verhältnissen. In dieser Dorfgeschichte, die die didaktische Tendenz deutlich hervortreten lässt, werden nämlich die drei folgenden Punkte in vortragsmässiger Weise erörtert: 1. Das grosse Hindernis, das einer Annäherung des Städters und des Bauers im Wege steht; 2. Wie dieses Hindernis beseitigt wird und 3. Art und Weise der Vereinigung von Lehrer und Bauer.

Das Haupthindernis in der Bildung des Volkes ist nicht beim Bauer, sondern bei dem als Lehrer ins Dorf kommenden Städter zu suchen, und so illustriert der Dichter die falsche Stellung zum Volke, die im Wesen einer engen Bildung ihren eigentlichen Grund hat, in der Person des Lauterbachers. Zu diesem Zwecke muss der gebildete Lehrer sich in seiner ganzen Gefühls- und Denkweise darstellen. Er ist ein überschwänglicher Idealist, der für Natur, reines Kirchentum und höhere Bildung schwärmt, und dem vor allem das Griechentum als Musterwelt gilt. Nun findet er sich aber plötzlich in eine Wirklichkeit versetzt, die ihm als die denkbar roheste erscheint und er ist weit davon entfernt, unter der rauhen Schale des Bauerntums den edlen Kern zu suchen, er verwahrt sich vielmehr gegen rohe Einflüsse, gegen das Verbauern. Durch die Brille eines derart übertriebenen Idealismus beobachtet er Volk und Volkstum und schreibt unter diesem Gesichtspunkte seine „Feldweisheit", eine Sammlung von Betrachtungen über Beschäftigung, Lebensweise und Ansichten der Landbevölkerung. Diese Studien sind sehr ergiebig, teils in trefflichen Bildern, teils in allgemeinen Wahrheiten, welche die Bedeutung und Weltstellung des Bauernstandes ausdrücken, hingegen das Volksleben nicht näher berühren, das eben nur durch den vertrautesten Verkehr mit dem Volke selbst erfasst werden kann.

Die Kluft zwischen dem Lehrer und den Dorfbewohnern muss also zuerst überbrückt werden, ehe eine gegenseitige Beeinflussung ausgeübt werden kann; der Lehrer muss für die Bauern gewonnen werden, will er diese für sich gewinnen. Wie wird das bewerkstelligt? Dies ist die zweite Frage, die im „Lauterbacher" ihre Beantwortung findet. Erst als der Lehrer sich dem Volke nähert, sich seinen Verhältnissen anpasst und in seine Lebensweise eindringt, so dass sein früheres wissenschaftliches Interesse zum praktischen Lebensinteresse wird — erst dann wirkt er auf das Volk. Der Faktor, der diese Umwandlung

bei dem Lehrer herbeiführt, ist seine Liebe zu dem Bauernkinde Hedwig. Sobald er das Mädchen, und in ihm das Volk lieben lernt, stellt sich ihm auch das Bauern- und Volkstum in neuem, vorteilhaftem Lichte dar. Was früher als Grobheit erschien, zeigt sich jetzt als derber Humor und was vorher rauh und hässlich lautete, wie z. B. der Dialekt, klingt nun melodisch und schön. Der Lauterbacher findet jetzt sogar, dass bei dem Bauern die Elemente grosser Bildungsfähigkeit vorhanden sind und dass das Geheimnis der Volksbildung darin liegt, dass man die Natur „frei entwickle, anstatt sie umzumodeln".

Ist aber der Lehrer für das Volk gewonnen und somit in der richtigen Lage, seinen bildenden Einfluss auf die Bauern geltend machen zu können, so wird im weiteren Verlaufe der Erzählung gezeigt, was für Methoden bei der Volksbildung anzuwenden sind, und namentlich welche Aufnahme diese Bildungselemente bei den Bauern finden. Der Lauterbacher gründet einen Leseverein, in dem Bücher verschiedenen Inhalts gelesen und besprochen werden. Auf diese Weise werden nicht nur Bildungskeime unter das Volk verpflanzt, auch der Lehrer selbst dringt dadurch tiefer in das Volksgemüt ein. Er lernt manche Besonderheit des Bauernlebens erst aus den Dichtungen Sailers kennen und findet bald, dass „die neue Bildung dem Volke viel, unendlich viel genommen hat". Das Bauerntum wird im „Lauterbacher" also nicht nur in seiner gegenwärtigen äusseren Weltbeziehung, sondern auch in seiner geschichtlichen Entwicklung angeschaut.

Der erste Teil unserer Erzählung hat es hauptsächlich mit dem Lehrer selbst zu tun. Dinge und Menschen werden dort von dem Standpunkte des gebildeten, idealistischen Städters aus erwogen und behandelt. Dass unter diesem Gesichtspunkte von echten Volkselementen keine Rede sein kann, ist einleuchtend. Das Ende der Erzählung räumt aber dem Bauern die erste Stelle ein und beschäftigt sich vor allem mit der Stellung, welche dieser zu dem Bildungsbestreben des Lehrers einnimmt. Hier könnte man erwarten, dass die Volksseele sich in ihrem natürlichen Lichte geben werde, ein Blick jedoch auf die Gegenstände, die zwischen Lehrer und Bauer zur Sprache kommen, zeigt uns das Gegenteil; denn in seinem Verkehr mit dem Lehrer muss der Bauer sich mit allerlei mehr oder minder schwierigen Problemen befassen. Da wird verhandelt über die Bedeutung von Neuerungen, über die richtige Stellung des Pfarrers, über den Zölibat, über Wichtigkeit und Bedeutung des Ruhetages, über die Entstehung von Sagen, über das Denken bei Tieren, über die Dialektsprache u. a. m. — alles abstrakte Probleme der grossen Welt, mit denen sich die Wissenschaft in ihren verschiedenen Zweigen beschäftigt, die aber dem Gedankenkreis des Volkes fern liegen. Dass Bauern, vor solche Fragen gestellt, sie wie im „Lauterbacher" beantworten würden, kann ja möglich sein, mit derartigen Sachen beschäftigen sie sich aber nicht aus eigenem Antrieb. Die Lage, in welcher sich hier die Dörfler befinden, ist höchst unnatürlich. Bauern besprechen und kriti-

sieren Literaturwerke! Dass manche unter diesen Büchern das Dorfleben zum Vorwurf haben, hat im Grunde wenig zu sagen. Wenn der Dichter es dem Lehrer sonderbar vorkommen lässt, die griechische Götterlehre in einer Dorfschenke vorzutragen, so zeigt er klar damit, dass auch er sich wenigstens teilweise des Unnatürlichen und Gezwungenen der ganzen Situation bewusst war.

Ein echter Volksschriftsteller wird aber nicht seine eigenen Probleme dem Volke zu lösen geben und es so zu einer entschiedenen Stellung diesen gegenüber gleichsam zwingen. Er wird nicht fragen, wie würde das Volk diese unter es geworfenen, ihm im Grunde aber fremden Fragen beantworten, sondern welcher Art sind die Probleme, womit es sich aus eigenem Antrieb beschäftigt; denn nur wenn das Volk sich mit Dingen befasst, die aus seinem Seelenleben frei und ungezwungen fliessen, wird es in seiner wahren Gestalt vor uns hintreten.

Ebensowenig beruht die Situation in den „Sträflingen" auf Dorfverhältnissen. Diese „Dorfgeschichte" ist im letzten Grunde eine Tendenzschrift, die es mit keiner Frage des Dorflebens, sondern mit einem schwierigen Gesellschaftsproblem zu tun hat. Ist dies aber der Fall, so muss, wenn anders diese Erzählung die Bezeichnung „Dorfgeschichte" mit Recht beanspruchen soll, nachzuweisen sein, dass das Dorf im Besonderen zur Lösung des Problems beiträgt, oder dass das selbe durch den Einfluss der Dorfumgebung eigenartig bestimmt wird. Um das wahre Ziel des Dichters kennen zu lernen, muss man feststellen, ob das Seelenleben der Sträflinge, oder ob das Verhalten der Gesellschaft diesen gegenüber zum Gegenstand der Darstellung gemacht wird. Will uns der Dichter einen Einblick in das bedrückte Gemüt der Unglücklichen gewinnen lassen, um so die Behörde vor unnatürlichen Strafmethoden zu warnen, oder will er der Menschheit die Aufgaben und Pflichten der Gesellschaft gegen Sträflinge zu Gemüte führen, oder hat er vielleicht beide Ziele im Auge? Bei genauerem Zusehen findet man, dass sich unsere Erzählung vor allem mit den Sträflingen selbst befasst, und dass der Einfluss der Gesellschaft auf diese nur als untergeordnet erscheint. Gleich zu Anfang, noch ehe die Hauptcharaktere in das Dorf kommen, tun wir einen Blick in die Welt der Gedanken und Wünsche der Sträflinge. Der Postillon, der später als Jakob im Dorfe auftritt, ist äusserst wortkarg und menschenscheu. Im Anfang seines Dorflebens leidet er sichtlich unter schlimmen Folgen der Einzelhaft. Auch im weiteren Verlauf der Erzählung finden sich keine besonderen Wechselbeziehungen zwischen den Bauern und den Sträflingen, sondern das Seelenleben der letzteren bleibt durchweg im Vordergrunde.

Diese Erzählung ist daher in erster Linie eine psychologische Studie,deren Gegenstand aber nicht die Volks- oder Bauern-, sondern die Sträflingsseele ist. Könnte eine solche Studie aber nicht ebensogut, ja vielleicht besser in der Stadtumgebung gemacht werden? In diesen Sträflingen haben wir gewiss keine echten Dorfkinder vor uns. Auch darf nicht behauptet werden, dass diese sich so und nicht anders ent-

wickeln, weil sie schon vor ihrem Verbrechen Dorfcharaktere waren, denn sie gehörten schon damals mehr der Stadt als dem Dorfe an. Jakob war in seiner Jugend mehrere Jahre Kutscher gewesen, und darum, als er sein Verbrechen beging, ebenso viel Städter als Dörfler. Magdalena musste als Kind ein recht unstätes Leben führen, da ihre Eltern beständig von einem Ort zum andern zogen, und schon mit 14 Jahren kam sie in die Grossstadt, wo sie dann ihr Jugendleben bis zur Zeit ihrer Verhaftung zubrachte. Von Dorfcharakteren kann hier daher schon den äusseren Verhältnissen nach keine Rede sein. Die Sträflinge sind Personen der niederen Volkskreise, deren Gemütsart und Denkweise aber schon nach äusseren Umständen mehr die Eigenart der Stadt als des Dorfes an sich tragen müssen, im Grunde aber sind sie weder Stadt- noch Dorfcharaktere, sondern eben Sträflinge. Weil aber die Grossstadt Probleme wie dieses hervorbringt, so würde man auch ihre Lösung in deren Rahmen erwarten. Nur in einem scheint das Dorf unter den besprochenen Umständen vor der Stadt etwas voraus zu haben. Wie eben angedeutet worden, ist diese Erzählung eine Studie von Sträflingspsychologie. Um die eigenartigen Seelenzustände, die als die Folgen der „schweigstummen" Strafmethode auftreten, in das hellste Licht zu stellen, mag das Dorf durch seine eigentümlichen, gesellschaftlichen Zustände die beste Umgebung sein. Auf dem Hintergrunde der grösseren Oeffentlichkeit und des intimeren Verkehrs des Dorfes kann das schweigsame in sich verschlossene Wesen Jakobs vielleicht um so deutlicher hervortreten.

Die Stellung der Gesellschaft den Sträflingen gegenüber weist keine besonderen volkstümlichen Züge auf. Wenn die Bauern mit grosser Heftigkeit gegen die Einzelhaft eifern, so behandeln sie eben wieder ein Theorem, das von aussen her in ihren Gedankenkreis hineingetragen worden ist.

Wie bedeutend, ja überwiegend die Stadt an der Sträflingssache interessiert ist, macht sich auch sonst in unserer Erzählung geltend. Einer der Hauptcharaktere, Doktor Heister, ist ein hochgebildeter Stadtherr; dann wechselt der Schauplatz der Geschichte zwischen Dorf und Stadt, und schliesslich wird die theoretische Seite der Sträflingssache zwischen zwei hochgestellten Personen in der Hauptstadt erörtert.

Durch diese fortwährende Berührung mit auswärtigen Kreisen kann man aber zu keiner echten Dorfstimmung gelangen. Das stille Dorfbehagen wird in „Die Sträflinge" immer wieder von Weltinteressen verdrängt. Man hört bald von den faulen Zuständen des Tages, von Politik, bald von dem Stande der Poesie, von Freigeistern, Pietisten u. a. m. Die Ansichten und die Postulate des Dichterdenkers liegen eben auch dieser Dorfgeschichte zu Grunde. Sodann ist das heftige Eifern gegen die pennsylvanische Strafmethode im Naturell des Autors begründet. Ein Mann, der so redselig und schreiblustig war, dass er fast jeden Tag in Gesellschaft ging, und ebenso oft seinen Freunden

die flüchtigsten und unscheinbarsten, wie die tieferen Regungen der Seele in bogenlangen Briefen mitteilte, musste notwendigerweise gegen ein solches Strafsystem empört sein.

Das Verhältnis von Stadt und Dorf, oder genauer gesagt, von höherer Bildung und reinem Naturleben, soll in „Die Frau Professorin" seine Darstellung finden. Ein Künstler und ein Naturkind verbinden sich in der Liebe und Ehe von Reinhart und Lorle, finden aber keine völlig harmonische Vereinigung. Den ersten Teil der Geschichte, wo das Dorf der Schauplatz ist, könnte man fast eine abstrakte Studie des Volkes und Volkstum nennen. Aehnlich wie im „Lauterbacher" wird hier das Volksleben mit den Augen eines gebildeten Idealisten angesehen, wie ja auch der Kollaborator sonst grosse Aehnlichkeit mit dem Lauterbacher besitzt, nur mit dem Unterschiede, dass letzterer im Anfang bäuerischem Wesen mehr abhold ist. Der Kollaborator schwärmt rousseauisch für Volkstum; alles wird von ihm mit einem höheren Sinn erfasst und verwandelt sich für ihn in allgemeine Wahrheiten. Er ist ein ausgemachter Idealist, dem die Natur, die Bauern, Dorfeinrichtungen und Dorfbeschäftigungen nur Sinnbilder höherer Wahrheiten sind. Alles betrachtet er vom philosophischen Standpunkte aus und individuelle Erscheinungen führen ihn auf allgemeine Gesetze. Er ist eben der Gelehrte, der seinen Dorfaufenthalt zur Läuterung und Bereicherung seiner Kenntnisse benützt.

Sogar im Dorfverkehr müssen sich hier die Bauern der Anschauungs- und Denkweise ihrer gelehrten Besucher anpassen. Auch in der dörflichen Umgebung findet man sich fast unausgesetzt in gebildeter Gesellschaft, entweder in dem ausschliesslichen Banne des Gelehrten und des Künstlers, oder in einem Kreise, wo diese den Ton angeben. Der Gedankengang wird vom Kollaborator und von Reinhart angeregt, und so kommen Gegenstände wie Bilder, Malerei, Sagen und Aehnliches zur Besprechung. Dass die Bauern unter den obwaltenden Umständen richtig gezeichnet sind, soll nicht bestritten werden, doch wird sich die Bauernseele nie ganz in der Gesellschaft von Stadtherren erschliessen.

Einige Lagen sind jedoch auch hier ganz dorfgemäss. Besonders trägt das Verhalten des Wadleswirtes, als er seine Tochter dem Reinhart nicht ohne Weiteres geben will, echt volkstümliche Züge an sich. Der Wadleswirt ist hier aber auch ganz in seinem Element, denn dadurch, dass Reinhart um seine Tochter wirbt, verliert er seinen Glorienschein in den Augen des Bauern, der sich in seinem Vaterrecht und seiner Autorität auch dem Städter gegenüber fühlt. Ebenso erscheint das Betragen Lorles, nachdem sie aus ihrem eigenen Boden gehoben und in die Stadt versetzt ist, ganz natürlich, der Charakter Reinharts aber ist so beschaffen, dass man nicht mit Sicherheit sagen kann, welche Beziehungen im Leben ihres Mannes es eigentlich sind, die Lorles Leiden herbeiführen. Weder der Umstand, dass Reinhart Künstler, noch die Tatsache, dass er Städter ist, bedingen in sich, dass das Leben

mit dem Bauernkinde ihm so schal und abgeschmackt vorkommen muss, es ist vielmehr sein Gefallen am Verkehr mit Hofkreisen. Lorle und Reinhart sind unglücklich in ihrem Eheleben, weil ein zu schroffer Abstand zwischen den Gesellschaftskreisen besteht, denen sie beiderseitig nach Herkunft, Anlage und Bildung angehören. Dass der eine der Stadt und die andere dem Dorfe entstammt, hat hier im Grunde wenig zu sagen. Lorle wäre gewiss mit einem anders gearteten Städter glücklich gewesen, und auf der anderen Seite hätte Reinhart auch ein Stadtmädchen aus niederen Kreisen unglücklich gemacht.

Die Einführung der höfischen Kreise in diese Geschichte hat man wieder einer bedeutenden Lebenserfahrung des Verfassers zu verdanken. Am 1. Februar 1846 schreibt er an seinen Freund Jakob Auerbach: „Ich bin seit 14 Tagen hier in Leipzig und bleibe bis zum Frühling. Allgemein wollte man mich in Weimar nicht fortlassen. Der Erbgrossherzog fuhr noch beim Abschiede mit mir in seinem Wagen bis in das Haus eines Freundes. Auch die Grossherzogin und die Erbgrossherzogin wollten mich bereden, zu bleiben. Es war mir doch einmal eigen zu Mute, als ich mit der ersteren, der Schwester des russischen Kaisers, stundenlang so offen und ungeniert sprach und dabei auch an meine Vergangenheit gedachte. Die Herzogin von Orleans hat an den Erbgrossherzog einen schönen Brief über meine „Sträflinge" geschrieben, die er ihr geschickt hat. Alles das erzähle ich Dir nur — und Du wirst nicht davon reden — um Dir zu sagen, dass ich tiefe Blicke in eine mir ganz neue Welt getan, dass ich sie jetzt von innen kenne, dass aber diese Art Lebensbeziehung durchaus nicht zu meinem eigentlichen Naturell passt; ich habe grosse, schwere Pflichten gegen das Volk, ich will suchen, ihnen zu genügen."[1]) Und am 10. Oktober selben Jahres schreibt er von Dresden aus: „Ich war, seitdem Du hier warst, sehr fleissig; die Erzählung („Die Frau Professorin"), von der ich Dir im Juli den Plan mitteilte, ist bereits gedruckt und zehn enge Bogen stark geworden."[2])

Der Plan zur „Frau Professorin" war also im Juli entworfen und einige Monate zuvor hatte Auerbach seine ersten Einblicke in höfische Kreise getan. Dass diese Erfahrungen die Ursache der Herbeiziehung der Hofwelt in unserer Geschichte waren, unterliegt keinem Zweifel. Wie so oft, wurde auch hier ein biographischer Zug zum Ausganspunkt der Erzählung. Darin liegt aber eine grosse Schwäche Auerbachs als Volksschriftsteller, dass er die Erfahrungen, die er in den hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft machte — und zumeist hat er sich in solchen Kreisen bewegt — in Dorfgeschichten niederlegte. Dass dadurch Elemente in seine Dorfgeschichten kamen, die nichts weniger als volkstümlich sind, ist selbstverständlich.

Ein solches fremdes Element bildet wieder das Thema des „Luzifer".

---

[1]) Briefe I, S. 54.
[2]) Briefe I, S. 56.

Der Gegenstand der Darstellung in „Luzifer“ ist nicht, wie man geneigt wäre, anzunehmen, der Kampf zwischen dem Freiheitsgefühle der Bauern und dem Zwange der katholischen Kirche; dieser Kampf bildet nur die äussere Veranlassung zur Betätigung von Luzians innerer Befreiung und selbständiger Entwicklung, die das eigentliche Thema der Erzählung ausmacht. Hier gab der Dichter vor allem seiner persönlich religiösen Anschauung Ausdruck, wie aus dem folgenden, dem Briefe vom 9. Februar 1848 Entnommenen deutlich hervorgeht: „Es wird soeben ein neuer Band Dorfgeschichten gedruckt, der enthalten wird: 1. Die Sträflinge, 2. Die Frau Professorin, 3. Eine neue Geschichte, die den Titel „Lucifer“ haben wird. Das bleibt noch unter uns. Ich weiss, was ich damit wage, aber ich wag's. Der Stoff wird Dich sehr interessieren.“[1])

Wenn der Dichter in „Lucifer“ nur Dorfverhältnisse in objektiver Weise darstellte und nicht persönliche Ansichten vortrüge, wie hätte er dann so viel „damit gewagt“? Oder warum sollte in dem Falle der Stoff seinen Freund „so sehr interessieren“?

Was bei der Besprechung von „Ivo“ in Bezug auf das Erscheinen von allgemeinen kirchlichen Fragen in Dorferzählungen gesagt wurde, gilt auch hier. Nur dann darf eine derartige Frage ins Dorf verlegt werden, wenn sie durch die eigentümlich dörflichen Verhältnisse und Anschauungen zum Dorfproblem gemacht wird. Das ist aber in „Lucifer“ noch weniger als in „Ivo“ der Fall, zumal der Schwerpunkt der ersteren Erzählung, wie schon angedeutet, nicht im äusseren Kampfe des Dorfes mit der Kirche, wo vielleicht Volkselemente zu finden wären, sondern im inneren Konflikte eines philosophischen Charakters mit dem hergebrachten Glauben besteht. Dass es unter den Bauern Charaktere gibt, deren äusseres Schicksal mit dem des Lucifer Aehnlichkeit hat, soll nicht bestritten werden, doch ist seine ganze Denkweise von der eines einfachen Dorfcharakters verschieden. Durch die Fehde mit dem Ortspfarrer bricht er zuerst mit seiner Dorfgemeinde, dehnt den Akt der Lossagung aber bald auf die ganze Kirche aus. Auf dem Wege der „reinen Vernunft“ schreitet er dann weiter, bis er endlich dahin gelangt, Bibel und Offenbarung zu verwerfen. „Ich glaub' nicht an die Heilige Schrift, das Wort Gottes, wie sie's heissen. Gott hat nie geschrieben und gesprochen“ („Luzifer“, Dorfg. III, S. 178), ruft er aus. Das Vaterunser kann er nicht mehr beten, denn da heisst es, „Gott im Himmel“. „Gott im Himmel?“ sprach er, „das ist ein Wort, im Himmel, Gott ist überall“ („Luzifer“, Dorfg. III, S. 183). Er ist überzeugt, wenn man recht tut, brauche man keinen Glauben, und „man bekommt mehr Kraft, wenn man sich an dem Rechtschaffenen, das man getan hat, freut, als wenn man seine Sündenschuld bekennt“. („Luzifer“, Dorfg. III, S. 165).

Trotz alledem aber hat Luzian nach des Dichters Auffassung die tiefste Religion. Er hat nur mit dem althergebrachten Glauben und

[1]) Briefe I, S. 63.

Formen völlig gebrochen. Jetzt kann er sagen: „Ich hab's errungen, ich bin, der ich bin." Auch jetzt betet er noch zu einem Gott, aber es ist weder der Christen, noch der Juden Gott, es ist, mit einem Wort, der Gott Spinozas. Ueberhaupt sind die Ansichten, die hier vorgetragen werden, des Dichters eigene, mit Spinozismus durchtränkte religiösen Anschauungen. Auch blickt der Einfluss Strauss', dessen Schüler und Verehrer Auerbach bekanntlich gewesen, überall klar hervor. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Glaubens brauchen wir uns keinen Augenblick aufzuhalten. Auerbach war zu seinen Anschauungen berechtigt, aber anstössig ist es, dass er derartige Sachen einem Bauern zur Lösung gibt.

„Luzifer" ist wieder ein schlagender Beweis, wie Auerbach in seinen Dorfgeschichten nicht vom Volksleben, sondern von Zeittendenzen und persönlichen Anschauungen ausgeht. Er will immer wieder wichtige soziale und religiöse Fragen, die der grossen Welt angehören, in Kreisen lösen, wo sie in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sind, weil eben die geistigen Bedingungen dafür fehlen. Und dadurch erhalten seine späteren Charaktere etwas höchst Gezwungenes und Unwahres, das wir bei den ersten noch nicht so antreffen, weil die ländlichen Personen dort noch nicht zur Lösung von Weltproblemen verwendet werden und deshalb noch keine besondere Individualisierung erforderten.

Abgesehen von der Behandlung allgemeiner kirchlicher Fragen, wie sie in „Ivo" und „Luzifer" vorliegen, ist in Auerbachs Dorfgeschichten eigentlich nichts von tieferer Religion zu finden. Im Gegensatz zu Anzengruber und Rosegger, die das Wesen der katholischen Volksseele aufgedeckt haben, hat Auerbach nur das Aeussere der katholischen Kirche, die Kirche als Institution unter den Bauern, nicht aber die Religion als Lebenselement des Volkes dargestellt. Dieser so prominente und wichtige Zug der Volksseele ist von unserem Dichter entweder ganz übergangen oder doch nur ganz äusserlich berührt worden. Welche Rolle aber die Religion im Leben des Volkes spielt, wird uns klar durch einen Hinweis auf Rosegger. In den Schriften dieses genialen Volksdichters tritt die religiöse Seite der Volksseele immer und immer wieder hervor, und in seiner schildernden Schrift „Die Aelpler" hat er diesen Zug des Volkslebens mit folgenden Worten nachdrücklich hervorgehoben: „Das konservative und religiöse Moment vor Allem muss in einer Charakteristik des Volkes Beachtung finden". — „Die Tradition ist des Landmannes Lebensnerv; die Religion ist seine Seele und Seligkeit. Die Religion, sei sie ihm entweder aus der Vorzeit überkommen als Erbe der Väter, die in ihren Urwäldern den nordischen Göttern geopfert haben, oder sei sie aus dem Morgenlande gebracht oder aus der Stadt des Stuhles Petri aufgeladen worden: Die Religion ist des Landmannes, des Bergsohnes Hort, sein geistiges Leben und seine Erholung. Dem Landmanne ist es gegeben, dass er die Sitten der Heiden mit dem Cultus der Christen vereine; der Landmann

verehrt nebst den Sacramenten seine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten seines Jahres und Lebens.“[1]) Von diesem religiösen Moment, das der „Lebensnerv, die Seele und Seligkeit“ des Landmannes ist, ist bei Auerbach fast nichts zu finden. Ausser den Figuren in „Ivo“ und „Luzifer“ sind in den Dorfgeschichten keine Charaktere religiös angelegt.

Volkstümliche Züge, wie man sie in den Charakteren eines „Meisterstückes von Dorfgeschichte“ wohl zu erwarten hätte, werden in der „Geschichte des Diethelm von Buchenberg“ im Grossen und Ganzen vermisst. Als das Kind von Korbmachern geboren und als armer Knecht aufgewachsen, heiratet der Held dieser Erzählung später seine Meisterin, die reiche Witwe Martha, und kommt so in den Besitz des ansehnlichsten Vermögens der Umgegend. Mit grossartiger Verschwendung vergeudet er jedoch bald einen grossen Teil des Gutes, gibt dann den Landbau auf, verkauft seine Aecker und verlegt sich auf Schafzucht, auf Handel und Spekulation. Wie sein vergangenes Leben zum grossen Teil das eines Spekulanten gewesen, so tritt er auch auf dem Marktplatze mehr als Kaufmann denn als Bauer auf. Trotzdem er sich vor dem Unterschreiben eines Wechsels fürchtet, ist sonst sein Benehmen und seine ganze Denkweise die eines Spekulanten. Seine Philosophie ist Kaufmannsphilosophie, seine Ethik Geschäftsethik. Vom eigentlichen Bauer ist bei ihm nur wenig zu finden.

Auch darf nicht behauptet werden, dass Diethelms massloser Stolz gerade Bauernstolz sei; denn der Bauer stützt sich in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise auf seine Aecker und auf seinen Hof. Sind diese veräussert, so ist ihm in jeder Hinsicht gleichsam der Boden unter den Füssen weggezogen und er fühlt sich fortan nicht mehr als Bauer. Dadurch, dass Diethelm den grössten Teil seiner Aecker verkauft hat, ist auch aus seiner Gemüts- und Denkweise der Bauer verschwunden. Oder genauer: die Tatsache, dass er seine Aecker in solch leichtfertiger Weise vergeudet hat, ist an sich genügender Beweis, dass er im Innersten nie Grossbauer gewesen ist. Diethelm kann ferner ohne die geringste Befangenheit in allen Kreisen verkehren. Ja, es werden im weiteren Verlauf der Geschichte gar keine Versuche gemacht, ihn in gesellschaftlicher Beziehung als Volkscharakter hinzustellen, jede Umgebung, ob das Dorf oder der städtische Tanzsaal, passt zu seiner Denk- und Gefühlsart, überall, wo er seine Zwecke gefördert sieht, fühlt er sich behaglich.

Auch bei der Vorbereitung für die Brandstiftung, namentlich in den Vorsichtsmassregeln gegen Entdeckung, vermisst man echte Volkselemente. Zunächst wird dem Schauplatz des Verbrechens nicht genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Das Gesinde wird kaum mit einem Worte erwähnt. Sind wir aber in einem abseits gelegenen Bauernhofe, warum werden da nicht vor allem alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um die Tat vor der nächsten Umgebung zu verbergen? Auch

[1]) Rosegger, Aelpler S. 6.

darf man nicht dagegen einwenden, dass Diethelm mit Kienholz und Kerze ja seine Spuren verdeckt habe; denn an eine Entdeckung, vor oder während der Tat, scheint er nur wenig zu denken. Hingegen sinnt er immer darauf, wie er nach gelungener Brandstiftung jeglichen Verdacht von sich abhalten möge. Er betrachtet daher die Möglichkeit der Entdeckung weniger vom Standpunkte des gewöhnlichen Mannes, als des Polizisten. Diese Denkweise Diethelms zeigt sich am klarsten am Tage des Verbrechens. Es war doch für ihn höchst gewagt, den Medard einen ganzen Tag lang gebunden liegen zu lassen. Die Entdeckungsgefahr war hier gewiss an jenem Tage am grössten und doch sehen wir den Brandstifter sich nur wenig damit beschäftigen. Ja, sein Verhalten dem Schäferle gegenüber zeigt, dass er es lieber darauf ankommen liesse, diesen zu dem gebundenen Medard gehen zu lassen, als eine widersprechende Aussage getan zu haben. Dies deutet doch an, dass Diethelm wenig Sorge hat, v o r oder w ä h r e n d der Tat, sondern nur n a c h der Tat entdeckt zu werden.

Gehörte Diethelm dem Volke an, so würde ihm ferner bei der Erwägung der Brandstiftung die Anhänglichkeit an die dem Feuer zu opfernden Gegenstände den grössten Seelenkampf verursachen. Diese Anhänglichkeit wird zwar beiläufig erwähnt, doch nicht genügend betont, noch mit der nötigen Ausführlichkeit dargestellt. Man hat es hier eben n i c h t m i t e i n e m V e r b r e c h e r t y p u s a u s d e m V o l k e, s o n d e r n m i t e i n e r V e r b r e c h e r s e e l e a n s i c h z u t u n.

Am 10. Juli 1852 schreibt Auerbach aus Untertürkheim bei Cannstadt: „Ich habe mancherlei Ausflüge hier in die Umgebung nach der Donau und dem oberen Neckar gemacht, mich viel bei den Schwurgerichten aufgehalten und überall gefunden, dass noch Californien von Poesie zu entdecken und auszubeuten sind, wenn man nur Zeit und Geschick dazu hätte, die intimeren Adern zu finden. Beim Schwurgerichte in Rottweil passierte mir eine merkwürdige Geschichte. Ich habe Dir, glaub' ich, von einer Erzählung geschrieben, die ich noch vor meiner Abreise von Dresden vollendete und denke Dir! die erste Verhandlung brachte eine Geschichte mit wesentlichen Motiven, wie ich sie frei erfunden habe.“[1]) Diese „grössere Erzählung“, von der Auerbach am 21. Mai von Dresden schrieb, kann nur der „Diethelm“ gewesen sein, zumal der Autor schon am 21. November über den gewaltigen Eindruck spricht, den dieses Werk gemacht. Obwohl diese Erzählung schon fertig war, als der Dichter die Schwurgerichte besuchte, so zeigt sein längerer Aufenthalt daselbst, sein Interesse an den Dingen und die Erwähnung des „Diethelm“ in dieser Verbindung, dass er dieses Werk von dem Gesichtspunkte der Schwurgerichte aus aufgefasst hat. Ein Geschworener, eines Verbrechens schuldig und zwar eben desselben, über das er zu urteilen hat, ist das Motiv der Erzählung.

[1]) Briefe I, S. 88.

Man kann „Diethelm“ die Studie einer Verbrecherseele nennen, und von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist die Ausführung logisch und innerlich wahr. Die Eröffnungsszene beleuchtet nicht nur den Charakter Diethelms, sie rückt auch seine gegenwärtige Lage in ein treffendes Licht. Dem Charakter des Verbrechers wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, denn er bildet die Grundlage, worauf die folgende Motivierung sich aufbaut. Nachdem klar dargelegt worden, wer Diethelm ist, und worum es sich bei ihm handelt, wird Schritt für Schritt der verbrecherische Gedanke entwickelt. Das Werden eines Verbrechers wird in Diethelms Gedanken und Empfindungen, in seinen Beschuldigungen und Rechtfertigungen, in seinen Vorsichtsmassregeln und in seiner wachsenden Unruhe, in seinen Gewissensqualen und Gewissensbeschwichtigungen im ersten Teil der Erzählung meisterhaft zur Anschauung gebracht.

Strenge Konzentration ist als ein Hauptzug von Auerbachs Dorfgeschichten gerühmt worden.[1]) Dieses Lob ist in Bezug auf die späteren, längeren Dorfgeschichten jedoch nur in dem Sinne zutreffend, dass daselbst jede Umständlichkeit oder Weitläufigkeit der Schilderung vermieden ist; wo aber auf der anderen Seite Umstände zur Motivierung beitragen helfen, werden sie mit der grössten Weitschweifigkeit und Breite vorgeführt. Darauf hin deutet schon die umständliche Charakterisierung der Personen, die nicht nur in bezeichnenden Momenten, sondern immer wieder in allen möglichen Variationen vorgenommen wird.

Hiervon bietet die vorliegende Geschichte wohl das treffendste Beispiel. Bei Diethelm sind Stolz, Ruhmbegierde, Freigebigkeit und Prunkliebe die Beweggründe, die ihn zur Erhaltung seines Reichtums um jeden Preis treiben. Demgemäss lässt ihn der Dichter in einem Marktgewühl auftreten, wo er von jeder Seite angestaunt und bewundert wird. Auf den ersten Blick lernt man ihn als einen grenzenlos hochmütigen, höchst anmassenden Mann kennen, der seinen Ruhm und die Verehrung und Huldigung von Seiten der Masse „als einen Triumph dahinnimmt“. „Ueber das bartlose, runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: „Wer ist das?“ („Diethelm“, Dorfg. IV, S. 4.) Auch stösst er die neben ihm sitzende Tochter manchmal an, dass sie auch hinhorche auf das, was man sage. Sein Ehrgeiz scheint überhaupt keine Grenzen zu kennen. Sein ganzer Ruhm stützt sich aber auf seinen Reichtum, darum müssen alle möglichen Mittel versucht werden, diesen zu erhalten, oder wenn er in Gefahr ist, das Aeusserste wagt, um wieder in den sicheren Besitz desselben zu gelangen. Die Ruhmbegierde Diethelms ist jedoch so gross, dass sie in Momenten, wo sie besonders gereizt wird, ihn derart beherrscht, dass er jede Besonnenheit zu verlieren scheint. Dies ist der Fall auf dem Schafmarkt, wo er trotz seiner Geldverlegen-

---

[1]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. S. 255.

heiten doch kauft, um nicht als ein Mann zu erscheinen, der Geld braucht.

Man sollte meinen, dass die Charaktereigenschaften Diethelms durch diesen Auftritt schon genügend klar dargelegt wären. Der Dichter gibt sich aber damit nicht zufrieden. Alle Lebensverhältnisse, in denen diese Züge irgendwie zum Vorschein kommen, werden der Reihe nach vorgeführt. Wird in der Eröffnungsszene mit grosser Umständlichkeit gezeigt, welch masslosen Stolz Diethelm besitzt, so wird trotzdem später immer wieder aufs neue gesagt, dass „Diethelm sich in der Rolle gefalle, den Reichen und Wohltätigen zu spielen". Sein ganzes vergangenes Leben wird beleuchtet, um diese Hauptzüge in desto helleres Licht zu stellen. Bei der Lebenserzählung seines Schäfers Medard wird auch bemerkt, dass „Diethelm wegen seiner Gutherzigkeit, die er allerdings zumeist nur auf seine Verwandtschaft anwendete, berühmt war". (Dorfg. IV, S. 22.) Die Besprechung des Lebens des Meisters auf der nächsten Seite gibt wieder zur folgenden Erklärung Anlass: „Hatte Diethelm im Allgemeinen eine freigebige Hand, so war sie es noch besonders für einen auffälligen Zweck. Er kleidete nämlich gern die Armen, und es war seine besondere Lust, dass alles stattlich daherkäme; und wurde er auch oft von solchen missbraucht, die fremder Gabe gar nicht bedurften, immer wieder fand ihn jeder bereitwillig und hilfreich. Wenn unser Meister nach Letzweiler kam, stand alles still, als erschiene ein höheres Wesen, und die Lippen bewegten sich wie zu Segenssprüchen, denn solch einen Wohltäter hatte man noch nie gesehen, und Diethelm hatte nur abzuwehren, dass ihm nicht Kinder und Greise die Hände küssten. Seine hilfreiche Mildtätigkeit war aber auch ohne Grenzen, und man fabelte allerlei über seine unermesslichen Reichtümer: er habe ein grosses Los in einer fremden Lotterie gewonnen, er habe einen Schatz gefunden und dergleichen mehr. Diethelm gefiel sich in dem Ruhm seines Reichtums und seiner Wohltätigkeit". (Dorfg. IV, S. 23.) Einige Seiten weiter unten wird das vergangene Leben der Frau Diethelms erzählt und da heisst es wieder: „Ein wirklich ungewöhnlich mächtiger Familiensinn, dabei aber auch die Lust, frei und offen über ein grosses Besitztum zu verfügen, und vor allem die Ehre und der Ruhm, der ihm dadurch ward, liessen ihn fast keine Grenzen kennen". (Dorfg. IV, S. 33.) Und gleich auf der nächsten Seite: „Eine Eigenschaft zeigte sich bei Diethelm in allem: es war eine unersättliche Ehrbegierde; er hätte lieber das tiefste häusliche Elend ertragen, ehe er davon etwas in der Welt verlauten und so seine Ehre blosstellen liess". (Dorfg. IV, S. 34.) Wo im ferneren Verlaufe der Erzählung Diethelm den Fuhrleuten auftischen lässt und die Armen und Wanderburschen beschenkt, findet man wieder folgende Erklärung: „Er freute sich des dankbaren Lobes von den Fuhrleuten und horchte aus dem Verschlage hinaus nach der grossen Stube, denn er wusste wohl, dass die Leute dort den Ruf im Lande machen. Es war aber nicht allein dieser Ruhm, der ihn erfreute: er hatte seine Lust an der Freigebigkeit selbst; dieses Aufleben

der Beschenkten durch die Gabe, dieses Erleuchten des Antlitzes gleich dem glänzenden Aufsprossen einer Pflanze nach erfrischendem Regen, das tat ihm im Innersten wohl". (Dorfg. IV, S. 38.)

Im nächsten Abschnitt geht der Dichter in dieser Richtung noch einen Schritt weiter und versucht die Eigenschaft der Freigebigkeit selbst in dem Naturell Diethelms zu begründen. „Sinnliche Naturen, das heisst solche, die mit mächtigen Trieben ausgestattet sind, neigen auch leicht zur Freigebigkeit und Wohltätigkeit: das Mitgefühl ist rasch erregbar und jener dunkle Zusammenhang mit der Aussenwelt offenbart sich in Leid und Lust. Was man die Gutherzigkeit nennt und mit Recht hochhält, wird durch solchen Ursprung nicht aufgelöst, die Sonne freier Erkenntnis färbt die Frucht, der aus dunklem Grunde der Saft zuströmt.

„Diethelm fand eine wahre Glückseligkeit in der Anschauung und in dem Gedanken, wie viele er labte und erquickte." (Dorfg. IV, S. 38.)

Schliesslich wird diese Ausführlichkeit in der Charakterschilderung auch auf die Tochter ausgedehnt. Der Charakter der Fränz wird analysiert, wobei besonders hervorgehoben wird, dass sie das Ebenbild ihres Vaters in Bezug auf Grosstuerei und Freigebigkeit sei.

Auf solch breiter Grundlage der Charakterisierung wird die Handlung aufgebaut. Diese langen einleitenden Beschreibungen sind für die Erzählungsweise Auerbachs sehr wichtig, denn Charakter und frühere Lebenserfahrungen einer Person bilden immer die Quelle, aus der die späteren Stimmungen und Handlungen fliessen. Will man das gegenwärtige Betragen eines Menschen im Grunde verstehen, so muss man mit seiner Vergangenheit, mit all den Einflüssen, die bei seiner Erziehung mit tätig waren, genau bekannt sein. In der Motivierungssucht unseres Dichters ist die Ursache von all den Vorgeschichten der Charaktere in seinen längeren Erzählungen zu suchen. Solche Vorgeschichte wird entweder in einem Zug vorgetragen und erreicht so im „Lehnhold" eine Länge von 40 Seiten, oder sie wird hier und da in den Gang der Erzählung breit hingestreut, so deren Fluss unterbrechend und störend.

In „Diethelm", der Geschichte eines Verbrechers, ist vor allem das psychologische Interesse vorherrschend. Nachdem der Charakter des Helden mikroskopisch zerlegt worden, werden die den verbrecherischen Vorsatz begleitenden Gemütsbewegungen in allen ihren Schattierungen vorgetragen. Wir sehen das Auf und Nieder von Hoffnung und Kummer in seiner Seele. Wie Ebbe und Flut sinken und steigen seine Lebensgeister. Als Diethelm am Morgen nach seinem tollen Wollhandel erwachte, war ihm so schwer, „als ob die ganze Last des Erkauften leibhaftig auf ihm läge"; eine Stunde später, als Gäbler seinen Ehrgeiz kitzelt, ist er wieder wohlgemut. Kaum jedoch hat er den Laden verlassen, so lässt er seinen Zorn und Missmut an seinen beiden Rappen aus. Dieser Missmut schlägt wieder in freudige Stimmung um, als er die eingekauften Herden nach seinem Hofe unterwegs sieht. „Das ist alles unser, sagte Diethelm dann mit triumphierender Miene

zu Fränz und mit Stolz wies er weiter hinaus, wo wieder eine Herde in einer Staubwolke sich zeigte." (Dorfg. IV, S. 37.) Am selben Abend, als er endlich daheim ist, kommt die Beklemmung wieder über ihn: „Die freie Stimmung, die er aus der Ferne mitgebracht, war plötzlich gefängnisdumpf, und, als er wieder hinabkam und seine Halbkutsche sah, meinte er, er müsse gleich wieder anspannen und fort, immer weiter: auf der kalten Herberge, im Stern, in der Post, überall war's besser, sonniger und lustiger." (Dorfg. IV, S. 42.) Eine Stunde später jedoch „waren die leeren Wagen abgefahren, die Herden in den weitläufigen, an das Haus angebauten Ställen untergebracht, es war Abend, und Diethelm fühlte sich so wohl daheim, dass ihm die vergangenen Tage und das Hinaussehnen wie ein Traum erschienen. Hier allein war Friede und Glückseligkeit." (Dorfg. IV, S. 43.)

Das Entstehen des verbrecherischen Gedankens und sein stufenmässiges Wachstum wird von allen Seiten beleuchtet. Am Abend des Tages, an dem der verhängnisvolle Wollhandel abgeschlossen wurde, weist Diethelm mit überlautem Widerspruch die Zumutung, dass er versichern müsse, zurück; am nächsten Morgen, als er wieder von Versicherung hört, „stürzte er nach der ganzen Körperlänge auf den Boden". Der Gedanke hat schon Fuss gefasst, greift ihn aber noch so sehr an, dass er zu Boden stürzt. Die Unterredung mit dem Wirt, der durch die Versicherungssumme ein viel schöneres, neues Haus an die Stelle des alten abgebrannten gebaut hatte, drängt ihn dem Verbrechen wieder näher, obwohl er den Gedanken noch weit von sich weist und ihm alles im Wirtshaus verbrecherisch erscheint. Durch die scharfe Antwort seiner Frau wird er wieder lebhaft an seine verbrecherischen Gedanken erinnert, die er jetzt nicht mehr los werden kann. Der Gedanke der Brandstiftung ist noch nicht der völlige Sieger, doch auf dem besten Wege es zu werden, denn Diethelm fängt jetzt an, Vorkehrungen zu treffen, sich gegen Verdacht zu decken. Er wird „Laternenvisitator" und gibt vor, nicht versichern zu wollen, lehnt die Versicherung nochmals ab, als schon die „Feuerbeschau" im Hause ist und tut bei der Abschätzung oft Einsprache, dass man ihn nicht zu hoch einschätze. Die guten Regungen sind in seiner Brust noch nicht völlig erstickt, sie steigen immer wieder auf, und bereiten ihm manchen schweren Gewissenskampf. Die Zumutung, die ihn auf dem Markte niedergeworfen und daheim so vorwurfsvoll von seiner Frau an ihn gekommen war, erscheint ihm grässlich, aber es gibt zuletzt keinen anderen Ausweg. „Drängt ihn nicht alles mit Gewalt dazu, und ist das nicht die letzte Rettung, wenn er sich in seinen Aussichten betrogen und die Ware ihm auf dem Halse liegen bleibt?" (Dorfg. IV, S. 48.)

Als Diethelm sein Haus für eine hohe Summe versichert hat, und der frühere Gedanke an Brandstiftung zum festen Entschluss geworden ist, wird er auffallend weichmütig, geht öfters in die Kirche und fasst immer bessere Vorsätze für kommende Tage. Auch kämpft er jetzt nicht mehr gegen einen solchen Gedanken, sondern sucht die Tat nur

zu rechtfertigen. Er überdenkt oft sein vergangenes Leben, er wiederholt sich immer wieder, wie viel Gutes er mit seinem Reichtum gestiftet, und er will auch in Zukunft seine Fränz und seine anderen Verwandten glücklich machen, seine Tat führe daher zu Gutem. Auch der vermeintliche Argwohn und das Misstrauen der Welt ihm gegenüber, reizen den Diethelm und zwingen ihn förmlich zur Tat. „Wut gegen die Welt, die seinen Ehrennamen so grundlos angriff, und ein freudiger Hohn, dass er es in der Gewalt habe, Rache zu nehmen, alle bösen Nachreden zu Schanden zu machen, kochten in seinem Herzen. Er stand gerechtfertigt vor sich da, das Schlechteste zu tun; traute man ihm ja das Schlechteste zu, und niemand hatte ein Recht oder einen Grund dafür." (Dorfg. IV, S. 60.)

„In dieser Nacht kämpfte zum letztenmal der gute Geist Diethelms mit seinen schlimmen Vorsätzen in gewaltigem Ringen, und eine überraschende Wendung seines Denkens löste auf einmal allen Hader; dir bleibt nichts, als dich selbst umbringen, das ist eine schwere Sünde — oder Brandstifter, das ist auch ein Verbrechen, aber minder, und du hast schon genug gelitten für das, was du tun wolltest, du hast deine Strafe vorweg empfangen, jetzt musst du's auch tun und du rettest dich und all die Deinen." (Dorfg. IV, S. 62.)

Auf diese Weise rechtfertigt er das Verbrechen, das ihm bald im Vergleich mit andern, welche die direkte Folge seiner sündhaften Verschwendung wären, als Kinderspiel erscheint. Von Stufe zu Stufe schreitet er in seinem bösen Vorsatz weiter, bis er sich endlich gezwungen sieht, das einfache Verbrechen zum doppelten zu machen. Durch Zufall hatte er einen Mitwissenden und Genossen in seinem Vorhaben erhalten. Um diesen auf die Seite zu schaffen, muss er Mordbrenner werden.

Als sein Haus in Flammen aufgeht, ist Diethelm der verhärtete Verbrecher. Wie er es geworden, haben wir gesehen; an der Hand des Autors sind wir durch das Labyrinth einer Verbrecherseele gewandert. Und obwohl er nun sein Ziel erreicht, dass er reicher und geehrter als je dasteht, so kann er doch zu keiner Ruhe kommen. In seiner Seele ist eben „der Wurm, der nicht stirbt und das Feuer, das nie verlischt". Er hatte geschworen, dass die Sonne ihn nie erwärmen solle, wenn er je einen Gedanken an Brandstiftung gehabt, und nun hat er ein Frösteln, das er trotz aller Mittel nicht los werden kann. Wie wie vor dem Verbrechen den bösen Vorsatz entstehen und allmählich reif werden sahen, so beachten wir jetzt, wie die Gewissenspein immer grösser wird, bis er sie endlich nicht mehr bezwingen kann. Wie er als Geschworener einen anderen Brandstifter verurteilen soll, bricht er zusammen und überliefert sich selbst dem Richter.

Dass „Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg" die fesselndste und psychologisch wahrste von Auerbachs Dorfgeschichten ist, wird allgemein anerkannt. Niemand wird diese Erzählung weglegen können, ohne sie bis zu Ende gelesen zu haben. Dass sie als Erzählung in An-

lage und Ausführung als gut, ja meisterhaft bezeichnet werden muss, steht fest, wie aber besteht sie die Prüfung vor der Frage, ob sie den Forderungen einer Dorfgeschichte entspricht? Sie kann ja eine meisterhafte Erzählung, ein guter Kriminalroman, und dabei doch keine eigentliche Dorfgeschichte sein. Und das ist hier zweifelsohne der Fall. Wie wir oben dargelegt, ist Diethelm kein echter Volkscharakter, seine ganze Denk- und Handlungsweise in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart, ist mehr die eines Kaufmannes oder eines Geschäftsmannes als eines Bauern. Zudem werden in der Entwicklung des verbrecherischen Vorsatzes alle volkstümlichen Züge ausser Acht gelassen, so dass wir es hier nicht mit einem Verbrechertypus aus dem Bauernstande, sondern mit einer Verbrecherseele an sich zu tun haben.

Ob und inwiefern die genaue Motivierung in der Dorfgeschichte ihre Berechtigung findet, soll weiterhin erörtert werden, hier darf jedoch betont werden, dass der Stoff in Diethelm eine genaue Erklärung und Begründung verlangt. Ein Verbrecher bleibt immerhin eine abnorme Erscheinung, für dessen unnatürliches Handeln der Leser eine Erklärung fordert. Ein mikroskopisches Zerlegen des Seelenlebens des Charakters, wie wir es in „Diethelm" finden, würde sonst lästig erscheinen, hier jedoch ist es am Platze. Auch muss zugegeben werden, dass die Begründung vom Standpunkte eines Kriminalromans aus betrachtet, psychologisch wahr ist. Diese beiden Punkte erklären die grosse Wirkung und das oft überschwängliche Lob, das dem „Diethelm" allgemein zuerkannt wird.

Im Gegensatz zu „Diethelm" ist „Der Lehnhold" in Bezug auf echte Dorfsituation und wahre Volkscharaktere wohl eine der besten von Auerbachs längeren Dorfgeschichten. Obwohl hier auch eine Richtung vertreten ist, so ist es doch eine Tendenz, die bäuerlichen Verhältnissen entspricht. Der Furchenbauer ist freilich kein primitiver Volkscharakter. Auch er ist von den neueren Fortschritten der Zeit stark beeinflusst worden und steht mit den Kulturverhältnissen seiner Tage in enger Verbindung; er liest die tägliche Zeitung, und besucht das jährliche landwirtschaftliche Bezirksfest, auch hat er die engen gesellschaftlichen Linien überschritten, denn er duzt sich mit den Advokaten. In andern Hinsichten ist er jedoch der Volkscharakter, der bezüglich seiner Stellung als Grossbauer und Vater von den Fortschritten der Zeit nicht beeinflusst wird. Viele seiner Handlungen entspringen aus den traditionellen Eigenschaften der Grossbauern. Grossbauernstolz und unerschütterliche Hartnäckigkeit und ein zähes Halten am Alten und Hergebrachten sind die Eigenschaften, welche seinen Charakter konstituieren und die auch von den sie berührenden neueren Kulturkräften nicht merklich beeinflusst werden.

Die Situation in „Lehnhold" hat grosse Aehnlichkeit mit derjenigen in Roseggers „Jakob der Letzte". Hier wie dort fühlt der Hauptcharakter sich berufen, sich den Strömungen der Zeit, die das Alte zu zerstören drohen, entgegenzusetzen. Beide sehen die Nichtigkeit des

Kampfes bald ein, doch wenn alle anderen weichen, so wollen sie feststehen. Der Lehnhold „mag es fühlen, dass er bald der einzige ist in der Gegend, der einzige mächtige Stamm, während alles ringsum abgeholzt ist. Er ist fest genug, sich von keinem Sturme entwurzeln zu lassen".

„Ja der Furchenbauer gleicht einer mächtigen Tanne, und wie diese oft in ihrer Wurzelausbreitung auf ein Felsstück stösst, aber unbehindert ihre Wurzeln darüber hinausstreckt und den Fels in sich einkrallt, und wie dieses Wurzelgeäste harzgetränkt lichterloh brennen kann, so ist auch der Furchenbauer unbewegt, einen Gedanken wie einen Felsen mit den Wurzeln festhaltend, und helle Flammen in sich bergend." („Der Lehnhold", Dorfg. V, S. 11.) Jakob der Letzte will sein Walddorf erhalten, sein Gefühl sträubt sich gegen das Veräussern und Verlassen von Gegenständen, die Jahrhunderte der Familie gehört. Der Furchenbauer will ebenfalls eine Institution retten, die alters her bestand. Ein merklicher Unterschied ist jedoch in den Beweggründen der beiden Bauern zu finden. Bei Jakob ist es Heimweh, eine tiefempfundene Anhänglichkeit an dem von den Vätern Ererbten, bei dem Furchenbauer hauptsächlich Hartnäckigkeit und Grossbauernstolz. Die Pläne beider werden nicht nur im allgemeinen von der Strömung der Zeit, sondern auch durch die Widerspänstigkeit ihrer mit dem Zeitgeist im Einklang stehenden Kinder durchkreuzt. Auch sind die Erzählungen darin einander ähnlich, dass beide höchst tragisch enden.

Diese Anhänglichkeit am Alten ist ein tiefer Zug der Volksseele, den alle Dorfgeschichtenschreiber auf ihre Art ausgebeutet haben. Er findet sich namentlich bei Gotthelf und Rosegger stark vertreten, deren beider Schriften fast durchweg von einem Hauch der Sehnsucht nach dem echt Volkstümlichen, den guten, alten Zeiten angehaucht sind. Doch auch bei Immermann im „Oberhof" und bei Rank, hauptsächlich in seinem Volksroman „Achtspännig", ist diese Sehnsucht zu finden. Und gerade an der Behandlung dieses Zuges der Volksseele kann man die Stellung dieser Volksschriftsteller zum Volke und seinen althergebrachten Institutionen kennen lernen. Immermann und ganz besonders Gotthelf und Rosegger sind auf Seiten des Alten, sie bedauern es sehr, dass der alte Bauernstand und mit ihm die frühere urwüchsige Natürlichkeit und Volkstümlichkeit immer mehr in Verfall kommt oder ganz verschwindet. Rank und Auerbach hingegen, besonders der letztere, reden den Fortschritten der Zeit das Wort.

Im „Lehnhold" ist das Betragen der Personen im grossen Ganzen dem Dorfleben angemessen. Das Verhalten des Furchenbauern seiner Frau gegenüber und dann auch das Benehmen dieser selbst, besonders bei dem erschütternden Auftritt zwischen Vater und Tochter, ist naturgetreu und wahr. Die Gründe, mit denen die Frau den wütenden Bauer bei dieser Gelegenheit beschwichtigt, sind echt bäuerlicher Natur. Der Bauer wird das Aeusserste tun oder unterlassen, wenn er dadurch seiner Tochter eine gute Heirat sichern kann. Auch die

Behandlung des Dominik von seiten des Lehnhold ist in der Bauernnatur richtig begründet. Aus dem Motiv, dass der Vater das Gut dem Vinzenz geben will, weil er ihm das Auge ausgeschlagen, wird vielleicht zu viel gemacht. Will er durchaus das Gut dem jüngeren Sohne vererben, weil es eigentlich des Gutes wegen war, weshalb er ihm das Auge ausschlug? Denn die Wut des Lehnhold beim kecken Ausspruch des Vinzenz muss, wie aus der „Beichte in der Nacht" hervorgeht, mit dem Wunsche des Furchenbauern, dass die Kinderzahl nicht zu gross, damit das Erbe nicht zu klein werde, in Verbindung gebracht werden. Der Bauer war schon ohnehin verstimmt über die Ankunft des neuen Kindes, und eine Beschimpfung von unberufener Seite konnte diese Verstimmung leicht zu heller Flamme anfachen. Es könnte als ein Fehler in der Begründung erscheinen, dass der Vater dem Vinzenz den Hof hinterlassen will, damit ihn dieser nicht der Schande preisgebe, denn in der Nacht nach der Heimkehr des Alban erfährt der Bauer, dass auch sein ältester Sohn um die Sache weiss und ihn ebensowohl verraten könnte. Wie vorhin angedeutet, kommt dieses Motiv aber immer weniger in Betracht und wird zuletzt ganz ignoriert, da es sich schliesslich nur darum handelt, dass das Gut nicht geteilt werde.

Obwohl ein merklicher Unterschied zwischen der Situation in „Diethelm" und im „Lehnhold" besteht, indem letztere Geschichte sich viel besser auf Dorfverhältnisse stützt, so ist doch die weitläufige Ausführung, überhaupt die ganze Erzählungsmethode dieselbe. Hier, wie dort, macht sich die psychologische Analyse und die genaue Motivierung geltend. In gewissem Sinne ist die Begründung noch weitläufiger als in „Diethelm". Die Vorgeschichte, welche in der Form einer nächtlichen Rückerinnerung der Bäuerin vorgetragen wird, erreicht hier die fast unglaubliche Länge von 40 Seiten und nimmt so mehr als den vierten Teil der ganzen Erzählung ein.

Wenn man den streng logischen Gedankengang im „Lehnhold" näher untersucht, so findet man, dass der ganze Kampf und das tragische Ende, insofern die Hauptperson, der Furchenbauer, selbst in Betracht kommt, darauf zurückzuführen ist, dass derselbe hinsichtlich der althergebrachten Bräuche höchst inkonsequent handelt. Mit eiserner Zähigkeit hält er an der Unteilbarkeit der geschlossenen Güter fest, will aber den althergebrachten Erbgang derselben brechen. Der Furchenhof muss ein geschlossenes Gut bleiben, er soll jedoch nicht auf den ältesten, wie es die hergebrachte Sitte verlangt, sondern auf den zweiten Sohn vererbt werden. Der erstere Punkt braucht nicht näher erklärt zu werden, er ist in dem Charakter eines echten Grossbauern, in dem unbeugsamen Grossbauernstolz genügend motiviert; der zweite jedoch bedarf einer desto genaueren Begründung.

Zuerst ist die Gewalttat des Vaters an Vinzenz der einzige Grund, warum er ihm den Hof geben will, später aber wird dieser Vorsatz des Furchenbauern durch andere Ursachen bestärkt. Alban hat glän-

zende Anlagen, er kann sich ohnehin besser durch die Welt schlagen, zudem hat er eine bessere Bildung und Weltkenntnis, da er die Ackerbauschule besucht hat. Weiter liebt Alban das arme Mädchen Vreni und will nicht von ihr lassen, es wäre aber eine Schande, wenn eine Magd Furchenbäuerin würde. Der wichtigste Grund aber ist der, dass Alban höchst liberalen und revolutionären Ansichten huldigt und die geschlossenen Güter für eine Ungerechtigkeit erklärt. Dadurch fallen eigentlich die beiden Punkte zusammen, und zuletzt handelt es sich nur mehr darum, dass der Hof nicht geteilt werde. Soll das geschehen, so darf nur Vinzenz, der in diesen Stücken des Vaters Ansicht teilt, als Lehnhold eingesetzt werden.

Diesem Vorsatz des Furchenbauern setzt sich sein ältester Sohn Alban energisch entgegen und es kommt zwischen beiden zu einem immer entschiedeneren Kampfe. Dass Alban auf dem alten Erbgang besteht, ist so natürlich und selbstverständlich, dass es eigentlich keiner näheren Erklärung bedarf, seine Forderung aber, dass der Hof geteilt werde, verlangt eine starke Begründung, und diese wird in dem Völkerfrühling von 1848 gesucht und gefunden. Von dieser grossen Bewegung fortgerissen, betrachtet er die Dienstleute in gewissem Sinne als seines gleichen, er verkehrt und singt mit den Tagelöhnern, verteilt freiwillig Korn als Vorschuss unter sie, und verliebt sich in das Dienstmädchen Vreni, obwohl er gegen eine solche Heirat noch Bedenken trägt. Durch die Rede eines Offiziers auf einer Volksversammlung wird Alban auf die grässliche Verderbnis und Ungerechtigkeit der bisherigen Erbfolge im Güterbesitz aufmerksam gemacht. Schon am nächsten Morgen nach der Volksversammlung sagt er glühenden Antlitzes dem Vater: „Vater, das ist fest und heilig bei mir, wenn ich das Gut übernehm', zahl' ich meinen Geschwistern heraus, was das Gut wirklich wert ist; es ist bis jetzt viel zu gering angeschlagen." („Der Lehnhold", Dorfg. V, S. 29.) Dieses alles hätte nicht solchen Eindruck gemacht, wäre Alban nicht „ein Gemüt gewesen, das dem empfangenen Eindrucke sich widerstandslos hingab, und kein Hindernis und keinen Einwand anerkennen mochte, wo es die heilige Pflicht galt, dem Rechte zu gehorsamen." (Dorfg. V, S. 29.)

Wiewohl Albans Bedenken gegen eine Verbindung mit Vreni nicht nur aus seinem Bauernstolz, sondern auch aus dem in der Volksversammlung gefassten Vorsatz, seinen Geschwistern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hervorgeht, so wird doch die Liebe zu dem armen Mädchen durch das daselbst Gehörte im grossen Ganzen verstärkt. „Alban hatte oftmals das aufrichtige Verlangen, sich Vreni aus dem Kopfe zu schlagen, ja, er sah sich forschend unter den reichen Töchtern der Gegend um, denn er erkannte die Notwendigkeit, den Hof von seinen Geschwistern abzulösen, und war dabei fest entschlossen, ihn nur zum vollen Wert zu übernehmen." (Dorfg. V, S. 31.) Doch „dort unter freiem Himmel hatten es heute Tausende gehört und im Innern nachgesprochen, dass Arm und Reich, Hoch und Nieder gleich sei."

(Dorfg. V, S. 30.) Albans Liebe zu Vreni wird ferner bestärkt durch die Neuigkeit, dass der Furchenhof ein Doppelhof sei, dessen einen Teil, den Hellberg, einst die Vorfahren der Vreni besessen. Vreni ist also ein Nachkomme derer die durch die Erbfolge in die Armut geraten. Soll Alban sie nicht wieder in das Recht einsetzen, dass ihren Vorfahren durch die Seinen entwendet?

Obwohl die Mutter in diesem Kampfe gewöhnlich auf Seiten Albans steht, hat sie doch nichts gegen die Verletzung des Erbganges einzuwenden, und aus guten Gründen. „Die Mutter hat nichts dagegen einzuwenden, in ihrer Heimat war es ohnedies Sitte, dass nicht der Aelteste, sondern der Jüngstgeborene das väterliche Erbe erhielt und den anderen Geschwistern eine notdürftige Abfindung ausbezahlte." (Dorfg. V, S. 19.) Ist damit die Stellung der Mutter in dieser Sache genügend begründet, so erhält man auch Aufschluss über das Verhalten des verhätschelten Vinzenz, wenn der Autor erklärt: „Der Vinzenz zeigte jetzt ein herrisches und tückisches Wesen und lebte in stetem Hader mit seinem Bruder Alban." (Dorfg. V, S. 18.)

Nachdem so die Hauptcharaktere mit ihren besonderen Eigenschaften und Verhältnissen, die ihre Stellung zu der Sache der geschlossenen Güter erklären sollen, eingeführt sind, wird Ereignis an Ereignis gereiht, um den Fortgang des Kampfes zwischen Vater und Sohn genau zu begründen.

Das Hauptereignis, das dem Kampfe grossen Vorschub leistet, ist die Brautfahrt des Alban. Der Furchenbauer hatte darauf bestanden, dass Alban die Eichenbäuerin, eine reiche Witwe, heirate. Dieser Antrag des Vaters kam so plötzlich und mit solcher Entschiedenheit, dass Alban im Augenblick willfahrte. „Alban war in diesem Augenblicke so von Kindesliebe und gewohntem Gehorsam überwältigt, dass er trotz des Sturmes, der in ihm waltete, dem Vater noch aufrichtig versprach, willfährig zu sein. Er hatte ihm anfangs nur zum Schein, und um ihn zu begütigen, gehorchen wollen, jetzt war es sein aufrichtiger Wille." (Dorfg. V, S. 35.) Dieser gute Wille wird jedoch jäh zerstört, als Alban aus der Siegesmiene des Vinzenz schliesst, dass die ganze Sache längst zwischen diesem und dem Vater abgemacht gewesen. Alban ist jetzt fest entschlossen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, den Vater zu hintergehen, wie dieser ihn hintergangen; nur zum Scheine will er gehorchen. Umsomehr in seinem Trotz gegen den Vater bestärkt, tritt er also seine Brautfahrt an. Durch das Gefallen-finden an der Bäuerin wird die Kluft zwischen Sohn und Vater noch erweitert. Hätte die Eichenbäuerin ihm nicht gefallen, so wäre es bis zum Heiratsantrag nicht gekommen. Der Furchenbauer hätte dann allein einen weiteren Grund zum Hass gegen seinen Sohn, nicht auch dieser gegen seinen Vater. So aber ist Alban jetzt umsomehr gegen diesen aufgebracht; denn durch seinen Heiratsantrag hat er eine Beschimpfung erhalten, und er muss jetzt erkennen, dass „in gewisser Weise eine Entweihung mit ihm vorgegangen sei:

er hatte sein ganzes jugendliches Leben hingegeben und war damit zurückgewiesen. Sein heiligstes Inneres war jetzt durch den Vater angegriffen und beschimpft worden, und das hatte zur Folge, dass er vor allem voll Zorn war gegen seinen Vater." (Dorfg. V, S. 42.)

Wie der Autor recht bemüht ist, jedes Ereignis in wirksamster Weise für die Begründung der ferneren Handlungsweise seiner Charaktere zu gebrauchen, erhellt besonders aus dem „guten Gedanken", den er Alban bei der Rückkehr von der Brautfahrt eingibt. „Und laut auflachend kam ihm plötzlich ein guter Gedanke: er war nicht abgewiesen, er hatte das Nichtzustandekommen beabsichtigt und darum plötzlich getan, als ob gar kein Kind da wäre; der Furchenhof gehöre ihm, er sei der Aelteste, er lasse sich nicht davon vertreiben." (Dorfg. V, S. 42.) Hätte Alban diesen „guten Gedanken" nicht ausgesprochen, so hätte die Brautfahrt nur seine Sache gefördert, jetzt aber sieht der Vater, der diesen Gedanken für Wahrheit hält, in der ganzen vermeintlichen Handlungsweise eine tiefe Verspottung seiner selbst. Die Brautfahrt hat daher vollkommen dazu gedient, beiderseits die Kluft zwischen Vater und Sohn zu erweitern.

Man findet also in Auerbachs längeren Dorfgeschichten eine äusserst genaue Begründung jeder Handlung der Charaktere. In Volksschriften wirkt aber eine allzu genaue Motivierung störend, weil Volkscharaktere mehr aus ihrem Naturell, als aus Ueberlegung handeln, und durch die sorgfältige Begründung ihr Wesen, das, wie in der epischen Welt, ein einheitliches ist, in ein inneres und äusseres zerlegt wird. Die epische Welt wird dadurch mit dramatischen Mitteln behandelt. Durch ein genaues Zerlegen dringt man auch beim Volke auf ein Gebiet, wo sich alle Menschen gleich sind. Auf solche Weise wird aber das charakteristisch Volkstümliche übergangen, da die Seele des Volkes in keinem Moment von seinem Aeusseren, seinen Handlungen getrennt werden darf.

Ein anderer allgemeiner Zug der damaligen Zeit, der mit dem Völkerfrühling von 1848 in enger Verbindung steht, wird in „Der Viereckig" und in „Ein eigen Haus" behandelt, und zwar unter demselben Gesichtspunkte, wie die vorhergehenden Erzählungen. Auch hier wird alles von einem speziellen psychologischen Standpunkte aus begründet. Das Thema Amerika, das den Gegenstand dieser Erzählungen bildet, hat unseren Dichter oft beschäftigt, und ist in den meisten seiner Dorfgeschichten wenigstens gestreift worden. Tolpatsch, der in der Heimat unglücklich liebt, wandert aus nach Amerika, und in „Ivo" findet man einen langen Brief aus Amerika, den eben dieser Tolpatsch schreibt. Die Eltern der Erdmute ziehen nach Amerika, als sie in der alten Heimat Bankerott gemacht, die Geminde schickt den Bruder des Barfüssele nach Amerika, und ebenso findet Luzifer in dem Lande der Freiheit seine Zuflucht, nachdem die kirchlichen Verhältnisse seines Dorfes für ihn unerträglich geworden.

Spricht aber die häufige Anwendung des Motivs der Auswanderung

nicht dafür, dass Auerbach nicht die beständigsten, und in diesem Sinne die besten, Volksvertreter zu Charakteren gewählt hat? Zeigt eine Person, indem sie auswandert, nicht, dass sie schon teilweise dem Volksleben entfremdet, schon innerlich von den Volkstraditionen losgelöst ist? Doch es könnte eingewendet werden, dass die Kämpfe welche die betreffenden zur Auswanderung treiben, ja im Dorfe entstehen, und dass das Verlassen der Heimat nur den letzten Ausweg bildet. Dem kann man aber die Frage entgegen setzen, ob eine Person, die schliesslich als Amerikaner endet, den treuesten deutschen Volkscharakter vertritt? Denn dass der Deutsche auch in Amerika noch ganz und gar Deutscher bleibt, wie der Tolpatsch in der Dorfgeschichte, wird nur jemand behaupten wollen, der amerikanische Verhältnisse nicht kennt.

In Anbetracht der reichen Ausbeutung dieses Motivs möchte man wohl fragen: kommt Amerika so oft vor, weil es eine solch bedeutende Rolle im Volksleben spielt, oder weil ein derartiges Motiv nach des Dichters Ansicht ein allgemeines Erfordernis der Dorfgeschichte befriedigt? In einem Brief von 5. Dezember 1877 schreibt Auerbach: „Aber ich sehe jetzt wieder recht, dass das Bürger- und Bauernleben die Tragödie nicht verträgt, oder vielmehr nicht trägt. Die Tragödie braucht die Verbindung der Personen mit grossen Ereignissen, wodurch das Einzelleben über sich hinausgehoben wird. Sogar Schillers Kabale und Liebe ist sehr geschickt mit Staatsaktion verbunden und war doch schuld an dem hausbackenen Ifflandismus.“[1]) War es nicht etwa Auerbachs Ansicht, dass die Dorfgeschichte, obwohl in geringerem Masse als die Tragödie, „die Verbindung der Personen mit grossen Ereignissen braucht, wodurch das Einzelleben über sich hinausgehoben wird?“ Ein Blick auf die Dorfgeschichten scheint dies wenigstens zu bestätigen. Die geschlossene Welt des Bauerntums genügte unserem Dichter nur selten zu einer längeren Erzählung. Immer ist er bestrebt, seinen Dorfschilderungen einen grösseren Hintergrund zu geben. Fast jede bedeutendere Dorfgeschichte ist daher auf die eine oder die andere Weise mit der grossen Welt verbunden. Entweder werden Dorfereignisse, wie wir oben gesehen, mit Amerika in Verbindung gebracht, oder durch Probleme oder weltgeschichtliche Ereignisse an die grosse Welt geknüpft. Ja, diese Verbindung mit der Aussenwelt ist oft der Standpunkt, von welchem der Autor in der Erzählung ausgeht. So ist im „Viereckig“ und in „Ein eigen Haus“ das Verhältnis der alten Welt zu Amerika der Ausgangspunkt. Und wie bei der Behandlung der einzelnen Erzählungen gezeigt worden, sind es Welt- oder Gesellschaftsprobleme, die in „Ivo“, im „Lauterbacher“, in der „Frau Professorin“ und in den „Sträflingen“ behandelt werden. In „Luzifer“ ist Religion die Hauptidee, aber nicht die volkstümliche, sondern eine Allerweltsreligion, eine Religionsphilosophie. Die neueingeführte Institution der Schwurgerichte liefert das Motiv zu „Diethelm“. Im „Lehnhold“ wird das Dorfleben mit der Revolution von 1848 verbunden und „Die

[1]) Briefe II, S. 328.

Kriegspfeife“ und „Brosi und Moni“ sind in napoleonische Zeiten verlegt.

Eine gewisse Verbindung zwischen der Dorf- und der Grosswelt, zwischen dem spezifisch Bäuerischen und dem allgemein Menschlichen findet sich mit Recht bei allen Volksschriftstellern. Die Art und Weise der Verbindung ist aber bei den einzelnen Dichtern eine sehr verschiedene, bei Auerbach und Gotthelf sogar eine direkt entgegengesetzte. Ersterer geht von der Grosswelt aus, um schliesslich auf den Bauer zu kommen, der Bauer erscheint, wie er sich unter dem Gesichtspunkte der Grosswelt darstellt. Bei Gotthelf wird hingegen immer vom Bauer ausgegangen, um auf das allgemein Menschliche zu gelangen. Die Welt wird vom bäuerischen Standpunkt aus gesehen. Die Verbindung zwischen Bauerntum und Grosswelt ist daher beim Schweizerdichter von innen nach aussen, bei Auerbach von aussen nach innen. Bei Gotthelf bilden die Grossweltinteressen, das allgemein Menschliche, nur den Hintergrund, während diese Dinge in den „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ zumeist im Vordergrund stehen.

In dieser Beziehung macht „Joseph im Schnee“ eine Ausnahme. Wie in sonst keiner der grösseren von Auerbachs Dorfgeschichten hat man hier eine abgeschlossene Welt vor sich. Bauernstolz und Bauernhartnäckigkeit auf seiten der Röttmann-Eltern, unbedingter Gehorsam und fast verdammungswürdige Unterwürfigkeit auf seiten des Sohnes, stilles Leiden, Harren und Hoffen bei Martina, gerechtes Ehrgefühl und unerschütterliche Standhaftigkeit beim Schilder-David sind Volkslaster und Volkstugenden, wie sie in anderen Kreisen kaum zu finden sind. Keine Tendenz, kein Weltproblem stört die hier waltende reine Dorf- und Volksstimmung. Auch hier gibt es gewiss Fragen, die in ihrer Bedeutung und Wichtigkeit keinen anderen nachstehen, und mit denen sich Menschenherzen in allen Lebenskreisen beschäftigen, hier aber haben dieselben ein eigenes Gepräge.

Das bürgerliche Trauerspiel beschäftigt sich mit einem dem unseren zwar ähnlichen, aber doch verschiedenen Motiv; denn die Hindernisse, die sich der Verbindung eines vornehmen Burschen und eines armen Mädchens entgegenstellen, gehen in den betreffenden Gesellschaftsklassen aus verschiedenen Beweggründen hervor. In adligen Kreisen ist es der Abstand der Gesellschaft, hier ist es nur Vermögensunterschied. Verweigert der adlige Vater seine Zustimmung zur Heirat seines Sohnes mit einer Bürgerlichen, so tut er es aus gesellschaftlichen Rücksichten; denn durch eine solche Verbindung wird nach adligen Begriffen der niedere Teil dem höheren nie ebenbürtig gemacht. Anders jedoch ist es unter dem Volk. Ist das ärmste Mädchen einmal Bäuerin geworden, dann ist sie die ebenbürtige jeder anderen Bauersfrau. Bei den Adligen ist es vor allem Verachtung, die sich gegen „Mesalliancen“ sträubt, bei den Bauern Habsucht und Neid.

In „Joseph im Schnee“ ist es ferner ein richtiger Volkszug, dass Adam und Martina nicht durch die Jugendliebe an sich zusammen-

gehalten werden. Das Kind Joseph ist ein noch stärkeres Band für die beiden, und ein schwer zu beseitigendes Hindernis für den Speidel-Röttmann und seine bösen Sieben. Wäre der Joseph nicht da, so hätte der Schilder-David keinen Halt an den Rottmännern, dann wäre freilich auch die Schande der Martina nicht so offenbar.

Sodann spielt in diese Erzählung ein Zug des Wilden, ja fast Unheimlichen mit hinein, den wir in Ranks Schriften, und besonders bei Rosegger, vertreten finden. Die Rottmänner sind noch echte Naturmenschen von riesenhafter Kraft und Körpergrösse und wildem, unbändigem Wesen. Doch Adam Röttmann, der einen frei laufenden Stier mit nackter Hand bändigen, und einen Karren samt seiner Last den Berg hinauftragen kann, ist seiner bösen Mutter gegenüber ein ganzes Kind. Sein Gehorsam und seine Unterwürfigkeit sind absolut und unter den Umständen geradezu widerlich.

Ist diese Erzählung aber freier von Grossweltsinteressen, so findet sich in ihr ein anderer Zug desto reichlicher vertreten. Die Natur in ihrem gespensterhaften winterlichen Anzug, wo unter dem dichtfallenden Schnee jeder Baum und Strauch des Waldes eine fantastische Gestalt annimmt, wird vor uns hingezaubert. Das Schauerliche wird dann noch durch das Bewegen von Laternen, das Läuten von Glocken, das Schallen von Hörnern, das Rufen von Männern derart erhöht, dass man das wilde Heer zu erblicken vermeint. Das Märchenhafte und der Aberglaube, diese echten Volkselemente, spielen in dieser Erzählung überhaupt eine bedeutende Rolle. Man findet hier aber nicht nur eine Winterlandschaft, sondern erhält auch einen Einblick in die tiefsten Waldesdunkel des Sommers. Leegarts Erzählung deckt das geheimnisvolle Leben und Treiben der heiligen sommerlichen Waldesstille vor uns auf, wir dringen vor, dorthin, wo der Hirsch ruhig sein Lager haben kann, und wo die Otter die einzige Besucherin der Erdbeerenbeete ist, wo die Natur still blüht und treibt, von keiner Menschenhand verwüstet, von keinem Menschenauge entweiht.

Die sonstige strenge Konzentration bei Auerbach, wo nichts eingeführt wird, was nicht mit dem Hauptgang der Erzählung in engster Verbindung steht, wird in dieser Erzählung auch vermisst, ebenso fehlt hier die sonst peinlich genaue Motivierung. Die Personen handeln eben aus ihrem Naturell, in einfacher schlichter Umgebung. Die Charaktere werden zwar auch hier beschrieben, doch zielt die Beschreibung mehr auf die äussere Erscheinung und auf eigenartige volkstümliche Züge, als auf abstrakte Eigenschaften, die später in der Begründung gebraucht werden könnten.

Der Charakter des Schilder-David scheint grosse Aehnlichkeit mit dem David in Scott's „Heart of Midlothian" zu haben. Zum ersten tragen beide Personen denselben Namen, dann ist beider Hauptleidenschaft das Studium der Heiligen Schrift, auch weist beider Betragen bei der Nachricht von dem Fall ihrer Kinder grosse Aehnlichkeit auf. Ob wir hier aber Zufall, oder bewusste oder unbewusste Nachahmung haben, mag dahingestellt bleiben.

Dass die angeführten Punkte unter Auerbachs Dorfgeschichten „Joseph im Schnee“ eigentümlich sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aus einem Brief des Dichters geht hervor, dass er einige dieser Unterschiede absichtlich geschaffen, und andere davon, nachdem das Werk fertig war, dunkel gefühlt und geahnt hat. Am 19. Oktober 1860 schreibt er an seinen Freund Jakob Auerbach: „Ich habe erst heute Nachmittag das Ms. zu Joseph nach fünftägiger strenger Durchsicht fortgeschickt. Indem ich jetzt die Geschichte ruhig übersah, stellte sich mir einerseits heraus, als ob ich diese Geschichte gar nicht erfunden und geschrieben hätte, obgleich es mir wieder scheinen wollte, als ob des Charakteristischen zu viel an den Personen ist, zuviel Accentuirtes, zuviel persönlich Spezifisches, und der Hauptübelstand bleibt immer, dass einmal zurückgegangen und zweimal oder auch dreimal darin erzählt wird.“[1])

In „Brosi und Moni“ ist der Schauplatz ein Walddorf und somit eine abgeschlossene Welt für sich. Auch ist von Tendenz nichts zu spüren. Es war hier scheinbar die Absicht des Autors, die heitere Seite von Personen aus dürftigen Volkskreisen zu geben. Brosi ist einer von jenen Volkscharakteren, die trotz schwerer Arbeit und grosser Armut beständig vor Lust überwallen und in jeder Gesellschaft den Mittelpunkt der Lustbarkeit bilden. Er versteht jeden Tanz und jedes Lied zum besten zu geben. Dieses Aufjauchzen vor Lust war in dem Naturell des Dichters selbst begründet, der auch seiner Freude gerne in solch handgreiflicher, stürmischer Weise Ausdruck gab. Es scheint fast, als ob Auerbach die lustige, ausgelassene Seite des Volkslebens besser verstand, als die traurige, wehmütige. Kommt das etwa daher, weil er die Tiefen der Volksseele nicht kannte, und die Freude im Volksleben sich eben lauter und auffallender hervortut? Sobald er der heiteren Seite der Volksseele den Rücken kehrt, tritt er aus dem Gebiet des Naturlebens in den Kreis des Grübelns und Denkens und gerät dann von der geschlossenen Welt des Dorfes in die grosse Welt.

Im Grossen und Ganzen ist „Edelweiss“, die umfangreichste von Auerbachs Dorfgeschichten, freier von Tendenz, als die meisten seiner längeren Erzählungen. Ein anderer Zug ist hier aber desto stärker vertreten, das symbolische Element nämlich, das auch schon einigermassen in der „Amerikanischen Kiste“ und mehr noch in „Ein eigen Haus“ anzutreffen ist. Das ganze Leben scheint in dieser Erzählung überhaupt von einem anderen Gesichtspunkte aufgefasst zu sein. War es bisher in den meisten Geschichten von dem Verhältnis des Individuums zur Aussenwelt dargestellt, so wird hier vor allem das Verhältnis von Person zu Person betrachtet und die private, intimere Seite des Lebens zur Darstellung gebracht. „Edelweiss“ ist die Geschichte der unglücklichen Ehegatten, also eine Familiengeschichte.

Und wie hier die Tendenz fehlt, so entbehrt diese Erzählung auch die strenge Motivierung. Dem Umständlichen, dem scheinbar Zweck-

[1]) Briefe 1, S. 139.

losen im Leben wird infolgedessen mehr Aufmerksamkeit geschenkt. Desto stärker ist aber das Charakteristische, das spezifisch Persönliche an den Charakteren vertreten. Diese weitläufige Charakterisierung ist jedoch nicht, wie gewöhnlich bei unserem Dichter, Mittel zum Zweck, sondern grösstenteils Zweck an sich. Es wird hier überhaupt mit mehr Weitläufigkeit erzählt, als es bei Auerbach sonst der Fall ist. Man braucht nur einen Blick auf die Hochzeit des Lenz und des Annele zu werfen, um diese Umständlichkeit und Breite zu sehen. Zuerst wird da das Manöver vor der Hochzeit, die Besuche und Gegenbesuche des Lenz, der Löwenwirtsleute und der Franzl in allen ihren Einzelheiten gegeben, dann die Auseinandersetzung zwischen den beiden Freunden, ferner zwischen dem Bräutigam und dem Vater der Braut. Später kommen die Gratulationen, die Aussteuerbeschau im Hause des Lenz und die Ausfahrt der Brautleute zur weitläufigen Darstellung. Das Zusammenleben in der ersten Zeit der Ehe wird mit ebenso grosser Genauigkeit und Breite ausgeführt, hier wird die Erzählung aber mehr zu einer Charakterisierung der beiden Eheleute. Lenz und Annele werden mit einander verglichen und da stellt es sich heraus, dass die beiden in ihrer ganzen Denkweise und Gemütsart grundverschieden sind. Hier sind zwei direkt entgegengesetzte Naturen zusammengekommen. Misstrauen, Tücke, Habsucht, Sehen des Schlechten, Selbstsucht, Oeffentlichkeit des Wirtshauses auf seiten der Frau, Menschenliebe Gradheit, Einfalt, Genügsamkeit, Sehen des Guten, Wohltätigkeit und Stille und Einsamkeit der Morgenhalde auf seiten des Mannes.

Dass so total verschiedene Naturen nur durch ein ausserordentliches Ereignis mit einander versöhnt werden können, leuchtet sofort ein. Dieses Ereignis ist von solch erschütternder Art, dass auch das härteste Gemüt dadurch erweicht würde. Zudem sind die beiden Ehegatten durch die eben vorhergegangenen Begebnisse in einer aussergewöhnlichen Stimmung, die einer völligen Aussöhnung besonders günstig ist. Lenz hatte gerade Selbstmord begehen wollen und Annele war den Tag vorher durch die Ermahnungen des Pfarrers mürbe geworden.

Der Umstand, dass die Hauptpersonen in dieser Erzählung Handwerker, und der Schauplatz ein Handwerkerdorf ist, gibt ihr zum Teil ein eigentümliches Gepräge. Ein solches Dorf hat immer mehr Beziehungen zur grossen Welt, als ein einfaches Bauerndorf, und durch das Wandern der Handwerksburschen erhalten diese eine oft erstaunliche Weltkenntnis. Die Charaktere Petrowitsch, Sebastian und Pilgrim müssen eben von diesem Standpunkte aus aufgefasst werden.

Man kann keinen Augenblick zweifeln, dass die vorliegende Erzählung auf geschichtlichen Tatsachen beruht. Am 27. Oktober 1860 schreibt Auerbach: „Ich machte gestern mit dem Schildmaler Laub allerlei Wanderungen und Besuche. Wir waren auch im sogenannten Wannentobel, einer Thalmulde, rings von abschüssigen Bergen eingeschlossen. Da ist das Haus von Martin Blessing, dem Begründer der

Musikwerk-Macherei, der anno 47 gestorben ist. Als ich in der Dämmerung Züge aus dem Leben des Mannes hörte, von denen ich gar nichts wusste, meinte ich, ich müsste zu Boden sinken. Er hat das schönste Mädchen geheiratet, und dies ward die böseste Frau, er hat 9 Jahre an seinem ersten grossen Werke gearbeitet und sein Trost war, wie er oft sagte, dass man einmal im Leben „Fierobed ha ka", und er fand seinen einzigen Trost in seiner Kunst. Anfangs seiner Ehe, wenn er bis tief in die Nacht hinein gearbeitet hatte, betrachtete er oft seine schöne schlafende Frau, und das war sein höchstes Entzücken. Er schilderte einst einem Kameraden, wie es ihm war, als er von der Aufstellung seines ersten Werkes aus Russland zurückkam. Es war tief in der Nacht, und er sass wohl eine Stunde lang auf dem Bänkchen vor seinem Hause: sollst du das entsetzliche, zerrissene Leben wieder anfangen, oder . . . es hat dich niemand gesehen, weiss niemand, dass du da warst . . . da drin morden und das Haus anzünden? Er wagte doch endlich das Leben wieder anzufangen und wurde doch bös empfangen. — Ich war im Hause, das jetzt ein Schüler, Johann Kuss, inne hat, ich sah das Bild der Frau, sie ist in der Tat sehr schön, einen geschwellten Mund, dessen Oberlippe den reinsten sog. Amorsbogen bildet, grosse offene Augen, schön und herb. — Nun sage, ist das nicht zum Erschrecken, wie Phantasie und Leben mir spielen? Welch ein Zusammentreffen mit Lenz und der Nöthigung seiner Gestaltung und Motivierung!"[1])

Man kann billig bezweifeln, ob der Dichter diese Geschichte des Martin Blessing, des Begründers der „Musikwerk-Macherei" jetzt zum ersten Mal vernommen. Die Berührungspunkte mit „Edelweiss" sind so mannigfacher Art, dass man gezwungen ist, diese Lebensgeschichte als die Grundlage von Auerbachs Dichtung anzusehen.

In den letzten Dorfgeschichten, die „Nach dreissig Jahren" betitelt sind, kehrte Auerbach zum Standpunkte der ersten Erzählungen zurück. Wie dort das äussere Leben des Dorfes als etwas Eigenartiges und Neues dargestellt wurde, so soll in „Nach dreissig Jahren" das Dorfleben vor uns hintreten, wie es sich nach diesem Zeitraum, ganz besonders unter dem Einfluss der Eisenbahn, verändert hat. Im grossen Ganzen erstreckt sich der Unterschied zwischen einst und jetzt mehr auf das industrielle, als auf das soziale Gebiet.

Die Ursache, weshalb diese Geschichten nicht den Erfolg der ersten erzielten, ist hauptsächlich darin zu suchen, dass ihnen der Reiz der Neuheit abging, den eben die ersten besassen. Dann waren auch zwischen Auerbachs ersten und letzten Dorfgeschichten viel bedeutendere Volksschriftsteller als er selbst, wie z. B. Anzengruber und Rosegger, aufgetreten, im Vergleich mit deren Schriften, besonders die letzten Dorferzählungen Auerbachs höchst matt und mechanisch erscheinen.

[1]) Briefe I, S. 143.

Die ersten von Auerbachs Dorfgeschichten, die sich vorzugsweise mit der Beschreibung von Dorfsitten und mit dem gesellschaftlichen öffentlichen Leben der Dorfbewohner befassen, haben nichts von Naturschilderung aufzuweisen. Unter all den ersten Erzählungen findet sich nur in „Tonele" ein kleines Naturbild, das das Sonntagstreiben der Dorfmädchen im freien Felde darstellt. Erst in „Ivo", wo der Dichter sich mehr dem Charakter, dem inneren Leben der Dörfler, zuwendet, wird auch der Natur Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser Umstand deutet unfehlbar darauf hin, dass Auerbach die Natur nicht bloss als Gegenstand der objektiven Schilderung erfasst hat, sondern dass seine Behandlung derselben eine tiefere und lebensvollere ist. Weil eben erst dann, als das Gemüt der Personen hervorgehoben, auch die Natur eingeführt wird, wird man ohne weiteres geneigt sein, einen Zusammenhang zwischen dem menschlichen Seelenleben und den Erscheinungen der Natur zu suchen. Und mit Recht. Eine Verbindung zwischen Bauer und Natur ist in Auerbachs grösseren Dorfgeschichten vorhanden. Diese Verbindung ist aber eine recht eigenartige, wenigstens ganz verschiedene von derjenigen bei Gotthelf. Wie weiter unten nachgewiesen werden soll, geht Gotthelf auch in der Darstellung der Natur von dem Verhältnis der Bauernseele zu derselben aus, und zeigt sie, wie er sie in diesem Spiegel sieht. Auerbach hingegen zeichnet die Natur auf dem Hintergrunde seiner persönlichen Weltanschauung. Sein viel besprochener Spinozismus bekundet sich in seinen Dorfgeschichten wohl nirgends klarer, als gerade in seinen Naturdarstellungen.

Wie schon angedeutet, wird bei Auerbach die Natur nicht mittelbar durch die Volksseele erfasst. Der Dichter betrachtet weder die ländliche Umgebung mit den Augen seiner Dörfler, noch ist der Moment der Natureinführung durch das Eigenartige der Bauernpsychologie irgendwie bestimmt. Mit anderen Worten: in Auerbachs Naturbehandlung findet sich kein Zug von bäuerischer oder dörflicher Eigenart. Da beide, Charaktere und Natur, aus derselben Quelle, nämlich aus der persönlichen Weltanschauung des Dichters fliessen, so werden sie wohl als verwandt, doch nicht als von einander abhängig dargestellt.

Das psychologische Interesse, das für die Entstehung der meisten von Auerbachs Charakteren verantwortlich gemacht werden muss, erstreckt sich auch auf die Tierwelt. Das Seelenleben der Tiere ist dem Dichter bloss ein anderer Ausdruck desselben alles umfassenden Geistes. Die Tiere werden mit Menschenverstand ausgestattet und zeigen ihre Verwandtschaft mit dem menschlichen Geiste. „Wir sind im Dorfe, alles ist still auf der Strasse, die Häuser sind verschlossen, da und dort ist ein Fenster offen, es schaut aber niemand heraus. Die Schwalben fliegen am Boden und haben niemand auszuweichen. Auf dem Brunnentroge am Rathause sitzen andere Schwalben, trinken und schauen sich klug an und zwitschern miteinander und halten Rat, als ob das Dorf ihnen allein gehöre. Vornehme Bachstelzen trippeln herzu

und schwänzeln davon und schweigen still, als wollten sie damit kundgeben, sie wüssten schon alles und noch viel mehr. Nur eine Schar Hühner hat sich um die Schwalben versammelt und lauscht begierig ihren Reden.“ („Sträflinge“, S. 133.)

Diese Ausstattung mit menschlichen Gefühlen erstreckt sich auch auf leblose Naturkörper. In echt Hebelscher Weise „scheint die Sonne nach sechs Tagewerken müde zu sein und sich des kommenden Tages zu freuen, da sie allein draussen über Feld und Wald stehen und keine undankbaren Klagen von Menschenstimmen hören solle.“ („Sträflinge“, S. 175.)

Zuweilen ist das Los der Tierwelt und das des Menschen dasselbe. Als Barfüssele vor dem Gedanken der Auswanderung steht und seine Verwandten wirklich in die Ferne ziehen, treibt der Metzger mit seinem Hund ein Kalb aus dem Dorfe und ein anderer führt ein Füllen von seiner Heimat fort. Die Schwalben lehren ihre Jungen fliegen, als die Eltern ihr Kind zur Taufe tragen („Luzifer“, Dorfg. III, S. 221.) Dieselbe gegenseitige Sympathie findet auch zwischen dem Menschengemüte und der leblosen Natur statt. „Wenn das erste Stoppelfeld draussen im Feldgebreite sich auftut, kommt ein gewisses Bangen in das Menschengemüt,“ („Barfüssele“, Dorfg. VI, S. 83) und als Vinzenz von seinem Bruder erschlagen, heimgebracht wird und Schrecken und Todesbetrübnis das Herz des Lehnhold erfüllen, wurde es zwar Tag, „aber das war kein Tag, ein fester Nebel stand über Berg und Tal, man ging in Wolken, man sah nicht Himmel, nicht Erde, kaum den Schritt breit, wo man stand. Im Haupthaar und im Bart des Furchenbauern stand der eisige Reif, und nur noch vor sich hin murmelte er den Namen: Vinzenz.“ („Der Lehnhold“, S. 144.)

Ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen dem Menschen und der Natur, findet man auch zwischen Tier und Natur. „Und könntest du nur einer einzigen Lerche im freien Raume einen ganzen Tag lauschen, du würdest hören, dass sie am Morgen, am Mittag und am Abend ganz anders singt; und könntest du ihr nachspüren vom ersten zaghaften Frühlingsjauchzen an, du würdest hören, wie ganz andere Töne sie im Frühling, im Sommer und im Herbste in ihren Gesang mischt.“ („Barfüssele“, Dorfg. VI, S. 83.)

Bei Auerbach werden also der Mensch, die Tierwelt und die Natur aufs engste mit einander verbunden, sie werden alle vom selben Geist durchweht, sie alle sind der Ausdruck des einen Willens. „Mir ist die ganze Natur ein Sinnbild des Geistes; ich meine immer, sie sei nur die Larve, hinter der das Geistesantlitz steckt.“ (Dorfg. II, S. 75.) Mit diesen Worten, die dem Lauterbacher in den Mund gelegt werden, wird Auerbachs Naturauffassung klar ausgesprochen.

Immer kehrt der Gedanke von einem allumfassenden Geist in Verbindung mit Naturbetrachtungen wieder. „Dort lag ich eine Stunde und habe Unendliches erlebt! Das ist ein Plätzchen, um sich ins All zu versenken.“ („Frau Professorin“, Dorfg. III, S. 19.)

„Wer verkündet all die Himmelspracht, wo das Herz, durchglüht vom heiligen Geiste des Alls, sich ausdehnt bis dahin, wo keine Schranke mehr, wo man aufgegangen ins Unendliche, doch beseligt, befriedigt in sich, in Gott, die klopfende Brust hält.“ („Ivo“, Dorfg. I, S. 144.)

Diese spinozistische Betrachtung der Natur führt bis zur förmlichen Anbetung derselben. „Das einfachste Naturleben war Reinhart ein neues Heiligtum geworden.“ „Was soll aus mir werden?“ sagte er dann, indem er zu sich zurückkehrte. „Heiligste Natur! Mache aus mir, was du willst, lass mich nur kein verpfuschtes Wesen sein, irr in sich — ich will dir gehorchen!“ („Frau Professorin“, Dorfg. III, S.43.)

Rank.

Wenn in Verbindung mit Rank von Dorfgeschichten gesprochen wird, so stösst man von vornherein auf eine Schwierigkeit, deren man bei Auerbach enthoben ist. Da letzterer Autor seine Werke entweder unter dem Titel „Roman" oder „Dorfgeschichte" veröffentlichte, weiss man wenigstens, welche seiner Werke er selbst als zur letzteren Klasse gehörend betrachtet wissen wollte. Von all seinen Werken hat aber Rank keins mit der Bezeichnung „Dorfgeschichte" belegt, doch wurden schon die meisten derselben von seinen Zeitgenossen als solche aufgefasst und auch bis jetzt ist das Urteil der Literaturgeschichte kein anderes geworden. Rank war in erster Reihe Volksschriftsteller, doch unterliegt es keinem Zweifel, dass er nicht alle Erzählungen in seinen „Ausgewählten Werken" als sogenannte „Dorfgeschichten" aufgefasst wissen wollte. Das geht schon aus solchen Titeln, wie „Die Freunde, Roman . . . "[1]), „Aus Dorf und Stadt"[2]) hervor, wo im ersteren Falle die Bezeichnung „Roman" sicherlich mit Absicht einem Titel wie „Volksromann", der zur näheren Charakterisierung von „Achtspännig"[3]) dient, als Gegensatz gegenübergestellt wurde. Bei anderen Geschichten, wie „Florian"[4]) und „Schön-Minnele"[4]) wird der Titel nur mit dem ganz allgemeinen Zusatz „Erzählung" näher bezeichnet, obwohl sie in Anlage und Ausführung nicht weniger volkstümliche Elemente aufzuweisen haben, als solche, die schon aus der Ueberschrift auf einen derartigen Inhalt schliessen lassen. Mit Ausnahme derjenigen Werke also, wo der Titel, wie auch der Inhalt klar zeigen, dass der Dichter nicht das Volk zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat, wird man wohl die anderen als Volksschriften ansehen müssen. Es ist daher unsere Aufgabe, zu untersuchen, ob und inwiefern wahre Volkselemente in diesen Erzählungen in Bezug auf Situation, Charaktere und Umgebung vorhanden sind.

Das Werk „Aus dem Böhmerwalde" war Ranks erster bedeutender literarischer Versuch. Obwohl diese Schilderungen und Erzählungen

---

[1]) Ranks Ausgewählte Werke. Gesamt-Ausgabe. Glogau. Verlag von Carl Flemming. 1860. Bd. 4, 5 und 6.

[2]) Ranks Ausgewählte Werke, Band 7.

[3]) Ranks Ausgewählte Werke, 1.

[4]) Ranks Ausgewählte Werke, 10, 11 und 12.

unabhängig von Auerbach[1]) entstanden sind, so haben sie doch manche Aehnlichkeit mit den „Schwarzwälder Dorfgeschichten". Beide Dichter fangen mit Schilderungen von Dorfsitten und Gebräuchen an, nur dass Rank in seinen Schilderungen direkter und ausführlicher ist, was er aber selbst in einem Gespräch gegen Auerbach rechtfertigte.[2]) Diese Rechtfertigung, sowie der Titel „Aus dem Böhmerwalde"[3]) weisen darauf hin, dass Rank den deutschen Volksstamm des Böhmerwaldes als Gegensatz zu anderen germanischen Stämmen in die Literatur einführen wollte. Hingegen hatte es Auerbach vor allem darauf abgesehen, das Dorf als Gegensatz zur Stadt zum literarischen Vorwurfe zu machen. Er hat freilich seine Dorfgeschichten in den Schwarzwald verlegt, nicht deshalb jedoch, weil er besonders die Schwarzwälder vorführen wollte, sondern weil er die Dorfverhältnisse daselbst besser als sonstwo kannte. Sodann hat Auerbach die ersten Dorfgeschichten dadurch zu einer Serie verbunden, dass er die Hauptpersonen der einen Erzählung als Nebenpersonen in einer anderen auftreten lässt, oder dass er Ereignisse der einen Geschichte in der anderen berührt. Rank hat seine Erzählungen in ähnlicher Weise verbunden, mit dem Unterschiede jedoch, dass er nicht ein Haus mit anderen desselben Dorfes, sondern die Dörfer des Böhmerwaldes mit einander verbindet. Wo man so bei Auerbach ein Bild vom Dorfe Nordstetten erhält, gewinnt man bei Rank eine Darstellung des im Böhmerwalde ansässigen deutschen Volksstammes. Personen, denen die Hauptrollen der späteren Erzählungen zufallen, werden gleich in der ersten eingeführt, und zwar nicht nur flüchtig vorgestellt, als ob sie hier nicht hergehörten, sondern mit ebenso grosser Sorgfalt geschildert, wie die Hauptcharaktere selbst. Dadurch wird das „Hoferkätchen" zur Einleitung der übrigen Erzählungen aus dem Böhmerwalde und nimmt in dieser Beziehung unter den Volksschriften Ranks eine ähnliche Stelle ein, wie der „Bauernspiegel" bei Gotthelf, nur dass im letzteren die in späteren Geschichten behandelten Zustände des Emmenthaler Bauerntums und nicht die Charaktere der späteren Erzählungen eingeführt werden. Das Bestreben Ranks, den ganzen Schauplatz des Böhmerwaldes in seinem Leben und Treiben vorzuführen, tritt überall klar zu Tage. Die Serie „Aus dem Böhmerwalde" ist daher eine Reihe ineinander greifender, einander ergänzender Sittenbilder. Die einzelnen Erzählungen sind nur Striche in dem einen Gemälde, nur Fäden in dem Gewebe des Ganzen.

Kann man schon im allgemeinen die Charaktere von Erzählungen in Haupt- und Nebenpersonen teilen, so wird zum besseren Verständnis von Ranks Auffassung und Darstellung des Volkes eine derartige Sonderung geradezu notwendig. Hier müssen die Charaktere in zwei

[1]) Vgl. Rank, „Erinnerungen", S. 297.
[2]) Rank, „Erinnerungen", S. 298 ff.
[3]) Band 1, 2 und 3 von Ranks Schriften. Erste Gesamt-Ausgabe. Leipzig. J. A. Brockhaus 1851. (Von dieser Ausgabe waren mir nur die ersten drei Bände zugänglich.)

Klassen geteilt werden, je nachdem sie aktiv in den Gang der Handlung eingreifen oder sich passiv dazu verhalten; je nachdem sie mit der Situation in organischer Verbindung stehen oder nur episodisch in derselben auftreten.

Die mit dem Gang der Handlung in enger Verbindung stehenden Charaktere kann man nur dadurch genauer kennen lernen, dass man die Erzählungen als Ganzes näher ins Auge fasst. Und da findet man, dass sich die Charaktere Ranks von denen Auerbachs nicht beträchtlich unterscheiden. Haben die Personen Auerbachs als Träger der persönlichen Weltanschauung ihres Schöpfers etwas Fremdes, Undorfmässiges in ihrer Anschauungs- und Denkweise, so verleiht die Kompliziertheit der Situation bei Rank seinen Figuren etwas höchst Unvolkmässiges in ihrer ganzen Handlungsweise.

Die Kompliziertheit der Fabel ist in Ranks Volkserzählungen eine eigenartige Erscheinung. Fast alle Mittel, die gelegentlich im Drama erlaubt sind und gewöhnlich in Räubergeschichten Verwendung finden, um einen tragischen oder abenteuerlichen Effekt zu erzielen, werden auch hier gebraucht. Absonderlich romantische Züge, wie die Verwechslung von Kindern in der Wiege, das Vergraben eines leeren Sarges, oder einer Person statt einer anderen, kehren bei Rank immer wieder. Das Motiv der Täuschung wird überhaupt bis zur Ermüdung ausgenützt. In einem Bauernmädchen findet der Leser schliesslich die Tochter eines Grafen, oder in einem Dorfburschen den Sohn eines Millionärs. Der vermeintliche Bauer gehört zuweilen zum Adel und hat sich eines Verbrechens halber in das Dorf geflüchtet. Manchmal begegnet man auch einem Unbekannten im Dorfe, der sich zuletzt als Geheimpolizist entpuppt. Geheime Gesellschaften, Zigeunerbanden, Räuberhorden, gewaltsame Entführungen, Scheinheiraten und ähnliche Motive kehren immer wieder. Das Moment des Wilden und Abenteuerlichen, des Ueberraschenden, Geheimnisvollen und Grauenhaften ist bei Rank überhaupt so stark vertreten, dass man die meisten seiner „Dorfgeschichten", sofern nur die Situation und die Hauptpersonen in Betracht kommen, in das Gebiet der „detectiv stories" verweisen muss. Zu dieser Klasse gehören „Der Friedländer", „Die Haidegräber", „Else, das Dukatenkind", „Florian" und „Schön-Minnele". In all diesen Erzählungen wurde der Knoten, der im Dorfe gelöst wird, in der Grossstadt oder sonstwo in der Ferne geschürzt. Die Charaktere gehören daher schon nach Herkunft nicht zum Dorfe, ebenso ist die Situation nach den äusseren Momenten von Ort und Zeit nur halb dörflich und hat in Bezug auf ihr inneres Wesen überhaupt keine ländlichen Elemente.

Dass eine Situation wie die im „Friedländer" aus Elementen zusammengesetzt ist, die dem Dorfe völlig fremd sind, braucht kaum erwähnt zu werden. Die ganze Mordgeschichte dieser Erzählung trug sich in Thüringen zu. Ebensowenig gehört die gerichtliche, detektivmässige Untersuchung in das Dorf. Eine Person, die sonst ein echter

Dörfler wäre, würde schon durch die Veranlassungen, die sie in den Gerichtssaal führen, vieles Volkstümliche einbüssen, wieviel weniger kann man aber in einem Manne einen Volkscharakter vor sich haben, der in einer Mordgeschichte in der Weise, wie hier, verwickelt ist, und auch nach Herkunft und Bildung dem Adel angehört? Die folgende Bemerkung eines hervorragenden Volksschriftstellers und gründlichen Volkskenners ist gewiss richtig: „Ein echter Volkscharakter muss solcher Natur sein, dass er unter dem Volke b l e i b e n darf. Er muss nicht als ein Sendling des ‚Jähzorns, der Völlerei oder der bösen Lust' in den Gerichtssälen oder Krankenhäusern der Stadt erscheinen."[1])

Wie im „Friedländer" ist auch in „Else, das Dukatenkind" die Situation aus höchst romantischen Elementen zusammengesetzt. Hier wie dort greift die adlige Welt in die des Bauern hinein und der höchst verwickelte Tatbestand wird auch hier erst durch eine Reihe von Detektivstücken aufgedeckt, wodurch sich schliesslich ergibt, dass die Heldin der Erzählung nicht ein Bauernmädchen, sondern die Tochter eines italienischen Herzogs ist.

Aehnliche Motive wie in „Else" kommen in Florian"[2]) vor, wo bezüglich eines Dorfknaben, der von einer Zigeunerbande entlaufen und sich in das Dorf geflüchtet hat und so arm ist, dass er in einem Taubenschlage wohnen muss, später die Entdeckung gemacht wird, dass er der Sohn eines Millionärs sei. Bestechung, Mord, Geheimpolizei, Zigeunerwesen und ähnliches spielen hier natürlich eine hervorragende Rolle.

„Schön-Minnele"[3]) unterscheidet sich von den vorhergehenden Erzählungen dadurch, dass der Schauplatz nicht ins Dorf, sondern nach Wien, verlegt wird. Und zwar wird hier die schwärzeste Seite der Grossstadt blosgelegt. Durch eine liederliche Schauspielerin, die im Dienste eines Wüstlings aus der höheren Gesellschaft als Baronin auftritt, und ein Geschäft daraus macht, die Unschuld von Landmädchen der bösen Lust ihres Gönners zu opfern, wird Schön-Minnele bis an den Rand des Verderbens gezogen, aber schliesslich durch einen ihrer Dorfgenossen gerettet. Indem hier alle denkbaren Ränke der schlechtesten Gesellschaft entfaltet werden, ist die aus Scheinkrankheit, angeblichem Tod, einer durch List erzwungenen Heirat und ähnlichen Motiven zusammengesetzte Fabel eine höchst verwickelte.

Den höchsten Grad des Geheimnisvollen, Abenteuerlichen und Romantischen trifft man jedoch in „Die Haidegräber"[4]) an, wo zwei hochgestellte Personen, eine Prinzessin und ein Lord aus England, von Selbstmordplänen kuriert werden. Zu diesem Zwecke verbinden sich ihre Aerzte mit einer geheimen Gesellschaft unter den Bauern, die zwar zur Bekämpfung des Aberglaubens unter dem Volke gegründet wurde,

---

[1]) Rosegger, „Aelpler" S. 3.
[2]) Ranks Ausgewählte Werke, 10 u. 11.
[3]) Ranks Ausgewählte Werke, 12.
[4]) Ranks Schriften, 3.

hier aber ihre Dienste dem Adel zur Verfügung stellt. Die absonderlichsten psychiatrischen Mittel, wie sie nur die zügellose Phantasie ausspinnen kann, werden angewandt, um das Volk vom Aberglauben abzubringen, und die Adligen von der Schwermut zu kurieren.

Diese Umrisse werden genügen, um zu zeigen, wie verwickelt und abenteuerlich, und daher Dorfzuständen höchst unangemessen, diese Erzählungen sind. In all diesen Geschichten sind aber die Hauptcharaktere Personen, die schon nach Herkunft dem Dorfe nicht angehören. Dieser Umstand und ihre höchst verwickelten Verhältnisse bringen es ohne weiteres mit sich, dass die Situation als unbäuerlich erscheinen muss. Welcher Art ist aber die Sachlage in denjenigen Erzählungen, wo die Hauptpersonen dem Bauernstande angehören? Ein einmaliges, flüchtiges Lesen dieser reicht hin, einen zu überzeugen, dass sie, was den romantischen, abenteuerlichen Charakter anbetrifft, den eben erörterten, sogenannten Volkserzählungen nur wenig nachstehen. Fand man in jenen ein Missverhältnis zwischen Situation und Charakteren einerseits, und dörflichen Zuständen andererseits, so tritt uns in diesen ein unnatürliches Verhältnis zwischen den Charakteren und der Situation entgegen. Gleich in der ersten bedeutenderen Erzählung dieser Art, im „Hoferkätchen", spielt das Romantische, das Wunderbare, und unter den Umständen gewiss Unnatürliche und Unwahre, eine Hauptrolle. Das sonderbare Uebereinkommen der Brüder, welchem zufolge derjenige, den das von beiden geliebte Mädchen dem Bruder vorziehen werde, sofort in die Fremde ziehen müsse, nachdem vorher, ehe die Wahl geschehen, sich beide für die Reise bereitet und Abschied genommen haben, trägt doch den Charakter des Undörflichen an der Stirne. Oder wie eigenartig klingt es, wenn der Vater in der feierlichsten Weise von beiden Söhnen Abschied nimmt, obwohl er weiss, dass nur einer ihn verlassen wird! Und wie erkünstelt ist die Handlungsweise Georgs, wenn er einen von einem Baume erschlagenen und völlig entstellten Wilddieb an Stelle seiner selbst begraben lässt, sich aber inkognito in einem Nachbardorfe aufhält, um so die Treue seines Weibes zu prüfen.

Bedeutend einfacher als im „Hoferkätchen" ist die Fabel in „Der Irrker und sein Weib". Bei der Hervorhebung dieser Tatsache muss man jedoch nicht vergessen, dass dies keine selbständige Erzählung ist, sondern nur eine Episode der vorhergehenden, da unter dem gegebenen Titel nur der Schluss von Irrkers Lebensschicksalen dargestellt wird. Ebenso ist in „Ein bewegter Tag" kaum von einer Situation zu sprechen, da diese Erzählung auch die Sachlage im „Hoferkätchen" voraussetzt. Wie schon der Titel andeutet, ist dies nur eine Schilderung eines Sonntags auf dem Lande und hat insofern grosse Aehnlichkeit mit dem zweiten Kapitel in Gotthelfs „Uli, der Knecht". Für Rank ist es jedoch bezeichnend, dass er die Personen, die er hier in solch einfachen Verhältnissen auftreten lässt, schon früher in Verbindung mit einer höchst verwickelten Situation vorführte.

„Die Wirtschaft im Walde“ ist wiederum sehr reich an Elementen, die in Dorfverhältnissen befremdend wirekn. Klingt es schon recht eigentümlich, dass die Lobeinerfamilie Haus und Hof verlässt, um zu ihrem Sohn zu ziehen, der sein Wesen als Wilderer im Waldesdunkel treibt, so erreicht das Abenteuerliche und Romantische einen noch höheren Grad, wenn die Mutter Lobeiner schon vor ihrem Wegzug einer unsicheren, gefahrvollen Zukunft entgegen, ihre Nachbarn in die nie gesehene Waldeinöde zu einem Gastmahl einladet. Gegen das Ende der Erzählung muss das Geheimnisvolle und Abenteuerliche noch grössere Dienste leisten, wenn hier Ueberfälle und Entführungen zum Scheine verübt werden, um auf solche Weise der Mutter das Waldleben zu verleiden und durch ihre Rückkehr in das Dorf auch den Sohn zu einem ähnlichen Schritte zu bewegen.

„Eine Mutter vom Lande“[1]) soll, wie schon der Titel ausdrückt, einen Dorftypus darstellen. Die Erzählung führt uns in dörfliche Verhältnisse und versetzt uns teilweise in eine Dorfstimmung. Die Situation ist zwar auch hier nicht frei von fremden Elementen, da Stadtpersonen bestimmend in den Gang der Handlung eingreifen. Zudem wird das Bauerntum in dieser Erzählung teilweise vom Standpunkte des allgemein Menschlichen aus betrachtet.

Also auch wo die Charaktere dem Bauernstande angehören, ist die Situation höchst verwickelter Natur. Diese Kompliziertheit der Fabel bringt es aber mit sich, dass sie als etwas Selbständiges dasteht, und die Charaktere ihr gegenüber in einem Verhältnis der Abhängigkeit erscheinen, und das hat zur Folge, dass die Handlungen der Personen das Gepräge des Erkünstelten an sich tragen, da ihre Taten nur schwach, oder überhaupt nicht, im Volkscharakter begründet sind.

Dass Rank überall, wo die Handlung der Erzählung verwickelt ist, bei seinen angeblichen Volkscharakteren eine erkünstelte Motivierung angewandt hat, ist an der Hand der Geschichten leicht nachweisbar.

Abgesehen von der Kompliziertheit der Fabel als Ganzes, die dadurch mit Dorfzuständen in auffallendem Missverhältnis steht, erscheinen im „Hoferkätchen“ die Charaktere oft in höchst undörflichen Situationen. Völlig unbäuerlich erscheint der Vater Mulderer, der offenbar so gezeichnet wurde, um in die eigenartige Lage hineinzupassen. In keiner Hinsicht trägt er die Züge eines ländlichen Vaters an sich. Statt väterlicher Autorität findet man bei ihm ein Uebermass von Schweigsamkeit, Milde und Unentschlossenheit. Seine Teilnahme an dem Schicksale seiner Kinder ist die der weichlichen Sentimentalität, die einen solchen Grad erreicht, dass man ihresgleichen kaum in zierlichen Salonkreisen, geschweige denn im Dorfe, antreffen würde. Wiederum ist der Entschluss Georgs, am Morgen nach der „lustigen“ Nacht in den Wald zu gehen, ehe vorher seine Frau gesehen und gesprochen zu haben, recht schwach motiviert. Ist der Beweggrund aber schon ungenügend, ihn für einen Tag von zu Hause wegzuführen, so ist

[1]) Ranks Schriften, 3

er völlig unzulänglich, ihn noch länger von daheim fernzuhalten. Der Autor scheint dies zu fühlen, und nimmt daher seine Zuflucht zum Zufall. Zuerst wird Georg durch einen Regen verhindert, nach Hause zurückzukehren, und sich mit seiner Frau auszusöhnen, dann durch einen nächtlichen Streich der Dorfburschen und am nächsten Tage durch das plötzliche Erkranken der Frau des Vermittlers. Noch sonderbarer und undörflicher ist aber unter den obwaltenden Umständen das spätere plötzliche Verschwinden Georgs. Und fragt man, was ihn bewog, sich in der Person eines anderen begraben zu lassen, und die Seinen dadurch in die grösste Trauer zu versetzen, so muss man wieder sagen: es war eine im Volke nicht anzutreffende Sentimentalität. Ebenso wenig ist der Wunsch Antons, die Trauer um den tot geglaubten Georg bei Kätchen zu nähren, irgendwie näher begründet. Doch zugegeben, dass er dafür einen triftigen Grund hat, wie etwa das biblische Verbot der Heirat zwischen Schwager und Schwägerin, so trägt doch das Mittel, das er anwendet, um seine Leidenschaft im Zaume zu halten, das Gepräge des Erkünstelten. Denn würde die Trauer Kätchens dadurch, dass dieselbe von ihm selbst auf künstlichem Wege hervorgerufen wird, nicht ihre Wirkung als Mittel gegen seine Leidenschaft verlieren?

In der „Wirtschaft im Walde" handeln die Charaktere aus dem Volk in einer Weise, als ob es für sie ein Leichtes wäre, aus dem Rahmen der Gewohnheit herauszutreten und sich fremden, und sei es den abenteuerlichsten, Verhältnissen anzupassen. Dadurch verlieren sie den Zug des Natürlichen und erscheinen mehr wie spielende Kinder, als wie Leute, die mit ernstem, gemessenem Schritte durchs Leben gehen. So wird in unserer Erzählung, um die „Muschketen" los zu werden, scheinbar mit leichtem Herzen das Vieh fortgetrieben und das Korn weggetragen, und die Eltern Lobeiner, besonders die Mutter, ziehen wohlgemut in den Wald einer höchst abenteuerlichen und unsicheren Zukunft entgegen. Hier, wie so oft bei Rank, vermisst man einen naturgemässen Ernst. Wie spielend klingt nicht die Einladung der Mutter Lobeiner an ihre Nachbarn zu einem Gastmahl in den Wald, noch ehe sie weiss, wo ihr Sohn steckt, und was für Umstände sie dort umgeben werden! Auch versetzen die Eltern dadurch, dass sie die Nachbarn zu dem Bergungsort einladen, nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Sohn in grosse Gefahr; denn die Regierung, die jetzt einen doppelten Grund hat, ihnen nachzuspüren, könnte durch das Gastmahl ihnen leicht auf die Spur kommen. Doch daran scheinen sie garnicht zu denken. Dies ist hier eben so auffalend, wie der Umstand, dass die Mutter Lobeiner unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt an ein Gastmahl denkt. Angesichts einer gefahrvollen Zukunft ein Freudenfest mit Gewissheit zu bestimmen ist schon bei Personen, die durch ihre Lebensart befähigt sind, sich fremden Lagen anzupassen, höchst unwahrscheinlich, wie viel mehr aber bei ländlichen Charakteren, die sich nur mit grösster Mühe in neue Verhältnisse zu schicken vermögen, zumal, wenn diese von solch abenteuerlicher Natur sind!

Bis jetzt sind nur die Hauptpersonen der Erzählung in Betracht gezogen worden. Wie aber schon früher angedeutet wurde, gibt es bei Rank noch andere, welche die möglichst lose Verbindung mit dem Gang der Handlung haben, sonst aber durch die Ausführlichkeit, mit der sie charakterisiert werden, eine gewisse Selbständigkeit beanspruchen können, und in Bezug auf Naturwahrheit und Volkstümlichkeit vor den Hauptpersonen vieles voraus haben.

Durch die zum Teil feindlichen Elemente, die verwickelte Situation auf der einen, und das unabhängige Auftreten der Dörfler auf der anderen Seite, ergeben sich ganz natürlich episodenartige Kapitel, die, wenn überhaupt, eine doch nur sehr lose und allgemeine Verbindung mit dem Gang der Handlung haben. Im letzteren Falle sind sie gewöhnlich eine weitläufige Schilderung der Umstände, die eine Wendung im Gange der Handlung herbeiführen. So ist die Feier des St. Anna-Festes im „Hoferkätchen" die direkte Ursache des Zerwürfnisses zwischen Georg und seiner Frau, das war aber weder für den Dichter, noch ist es für den Leser das Hauptinteresse dieser Begebenheit. Nein, diese breite Schilderung hat ganz unabhängig von der Fabel der Erzählung den Zweck in sich selbst Volkscharaktere und Dorfsitten vorzuführen. Dasselbe gilt von der „Gespenstergeschichte" in „Wartel, der Knecht". Obwohl dieses Ereignis für den Entschluss Wartels, nach Wien zu gehen, den Ausschlag gibt, und so den Gang der Handlung fördert, hat es doch vor allem den Zweck an sich, den Volkscharakter von der abergläubischen Seite darzustellen.

In „Eine Mutter vom Lande", wo Mutterliebe und Muttersorgen in der Person der Pahlsin dargestellt werden, steht die Schilderung in näherer Verbindung mit der Handlung einer Geschichte, die überhaupt freier ist ist vom Element des Romantischen und enger mit Dorfverhältnissen verbunden, als die meisten von Ranks Erzählungen.

Dasselbe gilt auch von den Volksromanen „Achtspännig" und „Dorfbrutus", wo die weitläufigen Schilderungen des Volkslebens mit dem Grundgedanken der Fabel in schönem Einklang stehen. Die Tendenz des „Achtspännig" ist der Kampf des Alten mit dem Neuen, der durch die Schilderung des einfachen Volkslebens und der althergebrachten Volkssitten recht lebhaft veranschaulicht wird. In den späteren Erzählungen. wie „Florian", „Else", Harzbub" u. a., scheinen die Schilderungen von Szenen aus dem Bauernleben überhaupt etwas enger mit der Fabel zusammenzuhängen.

Neben den bisher angeführten Szenen aus dem Volksleben, die trotz ihrer Breite doch einen Platz in der Fabel einnehmen, gibt es bei Rank aber auch charakteristische Volksszenen, die mit keiner Erzählung in n ä h e r e r Verbindung stehen. Diese unabhängigen Volksbilder kommen am häufigsten in den ersten Erzählungen vor, wo der Autor vor allem bestrebt war, Charaktere aus dem Volk, wie eigenartige, charakteristische Bilder aus dem Volksleben darzustellen. Gewöhnlich sind solche Bilder drolliger Natur. Man denke nur an den Schneider

Pangerl und seine Familie im „Hoferkätchen", oder an den Prumler im „Friedländer". Oft ist es auch die Schilderung einer Dorfsitte; so der Hochzeits- und der Leichenzug im „Wartel" und das sechste Kapitel in der „Wirtschaft im Walde", das der Dichter selbst als einen Seitensprung bezeichnet.

Der Zweck aller dieser mit der Fabel mehr oder weniger eng verbundenen Bilder aus dem Volksleben war der, das Volk in seinem alltäglichen Treiben besser darzustellen, als es in enger Verbindung mit den romantischen Fabeln möglich war. Dieser Umstand aber bringt es mit sich, dass die Personen in solchen Seitenbildern niemals aus einem tieferen Interesse handeln. Weil ihr Handeln eben nicht aus ernsteren Dorfzuständen hervorgeht, so kommt es, dass sie hier in den ernsteren Partien mehr passiv erscheinen. Sie sind gleichsam da, um auf sich wirken zu lassen. Nehmen sie schon so eine einseitige Stellung ein, so wird die Einseitigkeit noch dadurch erhöht, dass der Dichter die Empfindungen der Dorfbewohner in einer übertriebenen, oft überschwänglichen Weise schildert.

Diese Uebertreibung, diese Ueberschwänglichkeit ist überhaupt eine Eigenart von Ranks Stil, der wir genauere Aufmerksamkeit schenken müssen. Sie tritt immer wieder auf und lässt den Volkscharakter ungleichmässig und einseitig erscheinen, indem so gewisse Eigenarten des Volkes auf Kosten anderer hervorgehoben werden. Auf die allzu grosse Sentimentalität im „Hoferkätchen" ist schon hingewiesen worden. Ist es aber Sentimentalität im „Hoferkätchen", so ist es Freundschaft mit Sentimentalität vermischt im „Friedländer". Obwohl der Held dieser Erzählung scheinbar ohne jeglichen Grund verhaftet worden und das Mitleid seiner Nachbarn beansprucht, so ist doch die Freundschaft und Uneigennützigkeit, die sie bei dieser Gelegenheit an den Tag legen, entschieden mit zu starken Farben aufgetragen, besonders wenn man bedenkt, dass der Friedländer ohnehin schon bei weitem der reichste Mann des Dorfes, wenn nicht der ganzen Gegend, ist. Wiewohl der Friedländer allgemein hoch verehrt wird, so klingt es doch gar übertrieben und durchaus unvolksmässig, wenn einer seiner Nachbarn ausruft: „Tag und Nacht soll man nicht ruhen, dass man einem solchen Mann eine Freude mache. Und fürwahr, Kordik, ich ruh auch nicht. Mein Aug' mag offen sein oder zu sein, ich seh ihn immer vor mir, fast will mir kein Schlaf mehr kommen." Ihr eigenes Interesse und ihre eigenen Wünsche bringen sie jetzt dem Friedländer freudig zum Opfer. Der eine kauft ihm aus Liebe sein „Rehberg" ab, das er schon längst gern losgeschlagen hätte, und ein anderer verkauft ihm das Wäldchen, das der Friedländer schon lange gern besessen hätte. Konnte die Freundschaft grösser sein in Kreisen, wo sie, wie zur Zeit Klopstocks, als Kult geübt wurde?

Die Uebertreibung erreicht oft solchen Grad, dass ein Haschen des Dichters nach Effekt nicht verkannt werden kann. Es ist klar, der Dichter handhabt bei Romanschriftstellern

traditionelle Gefühle und Situationen, um die Empfindungen seiner Personen darzustellen. Die Bauern fallen sich vor Freude um den Hals in Lagen, wo es vielleicht sentimentale Romanhelden tun würden, aber gewiss keine Bauern. Die vielen „erschütternden Szenen" werden nur dadurch erzielt, dass man der Naturwahrheit wiederholt Zwang antut, indem man für ihre Herbeiführung bei den Bauern eine Gemütsstimmung voraussetzen muss, die bei ihnen nur selten, wenn überhaupt, zu finden ist. Das Verstellen Friedländers, als er nach seiner Freilassung von Charlotten heimkommt, setzt bei ihm einen ebenso hohen Grad von Sentimentalität voraus, als sein Nichterkennen von Seiten Rügers jeden Schein der Wahrscheinlichkeit entbehrt. Diese Szene hat grosse Aehnlichkeit mit dem Gang der beiden Jünger nach Emmaus. Dort aber, trotzdem das Erscheinen des gekreuzigten und begrabenen Herrn tausendmal unerwarteter war als hier, wird doch das Nichterkennen von Seiten der Jünger einer göttlichen Wirkung, einem Wunder zugeschrieben, denn es heisst: „Ihre Augen wurden gehalten, dass sie ihn nicht kannten." Hier aber entzieht der Hut und der Mantel den Augen und die verstellte Stimme des Friedländers den Ohren, wozu es im neuen Testamente eines Wunders bedurfte. Oder ist eine solche fieberhafte Aufregung des ganzen Dorfes, des Friedländers Verhaftung wegen, überhaupt denkbar? Empörung wäre am Platze, aber ist solch weichliche Sentimentalität, solch überschwängliches Mitleid natürlich? Man weiss ja eben noch nichts Gewisses über sein Schicksal und hegt immer noch die beste Woffnung, dass er zu irgend einer Stunde als freier Mann zurückkehren müsse. Oder warum sollte Friedländer selbst, der doch erst vor acht Tagen von daheim geführt wurde, sein Weib und seine Kinder auf seine Ankunft b e h u t s a m vorbereiten lassen, so dass er sie „in ganzer Fassung" finde!? Und dann spricht er seine Freude darüber aus, dass wenigstens keines der lieben Seinen gestorben sei!!

Um die übertriebenen Gefühle recht lebhaft zum Ausdruck zu bringen, erscheint die ganze Dorfbewohnerschaft nur zu oft bloss als eine grosse gaffende Menge, die ihrer Empfindung durch die übertriebbensten Ausdrücke in Worten und Geberden kundgibt. Als, in „Eine Mutter vom Lande", der junge Student Pahlsen, der Sohn eines Bauers, vor dem Dorfe mit einem Grafen, dem Schutzherrn der Gegend, zusammentrifft und eine längere vertrauliche Unterredung mit ihm hat, läuft das ganze Dorf zusammen. „Man ruft sich zu: dahin zu sehen, das anzuschauen, das Wunder zu betrachten!" Der Vater Pahlsen wird durch das „Wunder" förmlich gelähmt, er lehnt wie träumend an einem Baume und kann lange seine Sprache nicht finden. Ja, die Verwunderung bringt ihn fast ausser sich. Er ruft aus: „Jetzt könnte mir geschehen, dass ich mich selbst nicht mehr kenne. — O lasst mich, lasst mich eine Weile. — Ich vermein' nicht anders, als ich müsste aus einem Traum erwachen — o, was wär' ein Traum dagegen!" Es ist klar, der Dichter wollte hier die blinde Ehrfurcht des

Volkes vor dem Adel darstellen. Er tut es durch eine Dorfszene, ein Dorfbild. Doch wer würde sagen, dass die Farben des Bildes nicht viel zu stark aufgetragen sind? Derselbe Tadel trifft die Schilderung der Mutter Pahlsen, als sie den Brief ihres Sohnes vielleicht zum hundertsten Mal wieder lesen hört, in welchem er seine Not beschrieben. nachdem dieselbe längst vorüber war. Die blosse Erinnerung an die Not eines Kindes, das die Entbehrung längst überwunden hat und jetzt im Glücke und in hohen Ehren steht, vermag der Mutter einen Schmerzensseufzer nach dem anderen, Klagetöne auf Klagetöne zu entlocken, ihr brechen die Knie und sie muss sich auf eine Bank niederlassen. Später wird die Mutter aus Eifersucht gegen die vermeintliche Stadtmutter ihres Sohnes sogar krank. Durch solche Uebertreibung versteigt sich die Ueberschwänglichkeit oft sogar in das Reich des Fabel- und Märchenhaften. Der Stauffer, als er sieht, dass er das Liebesglück seines Kindes durch seinen Starrsinn zerstört hat, weint sich blind, und der Hund des Irrkers, ähnlich der Hirschkuh in „Genofeva“, stirbt auf dem Grabe seines Herrn.

Gotthelf.

Jeremias Gotthelf ist eine eigenartige Erscheinung, nicht nur unter den Gesamtvertretern der deutschen Literatur, sondern auch unter den Repräsentanten des speziellen Genres, dem er angehört. Auch in dem engern Kreise der Volksschriftsteller nimmt er durch seine charakteristische Schreibweise, seine tendenziösen Anschauungen und seine praktischen Ziele eine höchst eigentümliche Stellung ein. Schon die Triebfeder seiner literarischen Tätigkeit war solcher Art, dass sie ihn in eine Klasse für sich selbst stellt. Nachdrücklich ist es von seinem Biographen betont worden, dass Gotthelf in dem verhältnismässig späten Alter von 39 Jahren noch zur Feder griff, nicht um Werke der Kunst zu schaffen, sondern um seinem nicht zu bändigenden Tatendrang auf diese Weise einen Abzugskanal zu geben.[1])

Wie aus seinen Briefen deutlich hervorgeht, war unser Autor sich dieses Antriebes seines dichterischen Schaffens selbst klar bewusst. Im Jahre 1838, nachdem der „Bauernspiegel" und der „Schulmeister" erschienen waren, schreibt er: „Es kommt mir je länger je mehr vor, dass man eigentlich nicht weiss, wer ich eigentlich bin, und dass die meisten Leute mich anders denken, als ich bin; dass man daher auch mein Schreiben und meine Schriften, die ich beide nur psychologisch rechtfertigen kann, von einem durchaus falschen Standpunkte aus beurteile. Die Bauernwelt ist eine eigene. Sie macht ein festgegliedertes Ganzes aus. Ins vorderste Glied zu kommen, ist der Hauptspass, und sobald ein Berner zum Bewusstsein kömmt, so drängt er sich in die Glieder und sucht sich durch die Glieder zu drängen. Ich hatte keinen Begriff von diesem allem, und keinem Menschen ist je weniger in Sinn gekommen, sich einen Weg machen zu wollen. Hingegen sprudelte in mir eine bedeutende Tatkraft. Wo ich zugriff, musste etwas gehen; was ich in die Hände kriegte, organisierte ich. Was mich ergriff zum Reden oder zum Handeln, das regierte mich. Das bedeutende Leben, das sich unwillkürlich in mir regte, laut ward, schien vielen ein unberufenes Zudrängen, ein unbescheiden vorlaut Wesen, und nun stellten

[1]) C. Manuel: Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) Sein Leben und seine Schriften, Berlin 1857, S. 44ff.

sich mir Alle die feindlich entgegen, die glaubten, ich wollte mich zudrängen dahin, wohin sie allein gehören . . . . So wurde ich von allen Seiten gelähmt, niedergehalten, konnte nirgends ein freies Thun sprudeln lassen, konnte mich nicht einmal ordentlich ausreiten. Hätte ich alle zwei Tage einen Ritt tun können, ich hätte nie geschrieben. Begreife nun, dass ein wildes Leben in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte, und wenn einige Aeusserungen los sich rangen, so nahm man sie halt als freche Worte. Dieses Leben musste sich entweder aufzehren oder losbrechen auf irgend eine Weise. Es that es in der Schrift. Und dass es nun ein förmlich Losbrechen einer lange verhaltenen Kraft, ich möchte sagen, des Ausbruchs eines Bergsees ist, bedenkt man natürlich nicht. Ein solcher See bricht in wilden Fluten los, bis er sich Bahn gebrochen, und führt Dreck und Steine mit in wildem Braus. Dann läutert er sich und kann ein schönes Wässerchen werden. So ist mein Schreiben auch gewesen ein Bahnbrechen, ein wildes Umsichschlagen nach allen Seiten hin, woher der Druck gekommen, um freien Platz zu erhalten. Es war, wie ich zum Schreiben gekommen, auf der einen Seite eine Naturnothwendigkeit, auf der anderen Seite musste ich wirklich so schreiben, wenn ich einschlagen wollte in das Volk."[1])

Aehnlich drückt sich unser Dichter im Vorwort zu „Jakobs Wanderungen" aus: „Schliesslich bemerkt der Verfasser noch vorzüglich zu Handen allfällig neuer Leser, dass er nicht um Gunst und Gnade schreibt, sondern für das Volk, unbekümmert, schmecke es dem Volke süss oder bitter; er hält alle Schmeichler für niederträchtige Creaturen, für den allerniederträchtigsten unter den Niederträchtigen aber den Volksschmeichler."[2])

Hier haben wir nicht nur die Triebfeder der literarischen Tätigkeit unseres Dichters, sondern auch den Grund für den eigenartigen Charakter seiner Schriften. Gar oft, besonders von Gottfried Keller,[3]) ist Gotthelf beschuldigt worden, seine Erzählungen ohne Plan und Ordnung zusammengeworfen zu haben. Sein Naturalismus, seine Derbheit ist wiederholt als Mangel an Selbstbeherrschung, als ein unverzeihliches, zweckloses Sichgehenlassen hingestellt worden. Doch mit Unrecht, denn das Ziel, das sich der Dichter gesteckt hatte, nämlich durch seine Schriften für das Volk zu wirken, „in das Volk einzuschlagen", war ein praktisches und bestimmte grösstenteils seine schriftstellerische Eigenart. Dass Gotthelf die Bauern mit einer tieferen Absicht so gezeichnet hat, wie sie in seinen Schriften vor uns stehen, geht deutlich aus dem oben Angeführten hervor. Er tat es vor allem, weil er für die Bauern schrieb. Man muss eben nicht vergessen, dass der Antrieb, der ihm die Feder in die Hand drückte,

[1]) C. Manuel, Albert Bitzius, S. 54ff.

[2]) Vorwort zu „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz", dem 2. Band von Gotthelfs Gesammelten Schriften, Berlin 1856. Verlag von Julius Springer.

[3]) Keller, Nachgelassene Schriften, S. 100ff, 121ff.

nicht der Drang des Künstlers, sondern des Predigers und Reformators gewesen ist. Gotthelf war in erster Instanz Stürmer und Dränger, freilich mit ganz anderen Zielen und Mitteln, als seine deutschen Vorgänger im 18. Jahrhundert, im Vergleich mit denen sein Horizont ein beschränkter zu nennen ist, da er nicht wie sie, sich mit der Gesellschaft der grossen Welt, sondern nur mit dem Berner Bauerntum befasst. Wo jene eine Revolution auf dem Gebiete der Kunst und der gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebten, tritt er als feuriger Sittenprediger, ermahnend und verspottend, tröstend und geisselnd unter seine Bauern. Sein einziger Wunsch war, durch seine Schriften auf das Volk zu wirken, sein Zweck vor allem ein didaktischer.

Und so kommt es, dass fast alle Erzählungen Gotthelfs Tendenzschriften sind. Geht die tendenziöse Richtung schon aus dem Geiste der Schriften selbst hervor, so haben wir hierfür noch andere Beweise, die jeden Schatten von Zweifel bezüglich dieses Punktes beseitigen. Im „Bauernspiegel", seinem ersten Werke, will Gotthelf die verschiedenen Schäden des Bauerntums aufdecken. So viel ist schon beim flüchtigen Lesen klar und wird ferner durch das, was der Dichter zur Rechtfertigung dieses Werkes nach dessen Erscheinen sagt, bestätigt. Als ihm nämlich von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht wurde, dass er zwar die Schäden des Bauerntums aufgedeckt, aber nicht gezeigt habe, wie dieselben zu beseitigen seien, schrieb er folgende „Verteidigung des Bauernspiegels durch Jeremias Gotthelf": „Nun lebt aber Jeremias immer mehr in den Stand hinein, auf den er wirken möchte, und wird somit auch immer bekannter mit den Gegenständen ihrer Arbeit und namentlich mit dessen Kampfe mit dem Boden, dem er seine Nahrung abgewinnen muss. Da sah er wilde Acker aufreissen mit dem Pfluge, durchwühlen mit der Hacke, alles Wilde, Wüste sorgfältig bedecken mit guter Erde, und emsig streuen guten Samen. Am Abend war die Arbeit getan: gezähmt schien der Acker; wohlgefällig fiel er in seiner Reinlichkeit ins Auge und bald schien eine keimende Saat das Zeugnis zu geben, dass er auf immer gezähmt und zum fruchtbaren Schosse guter Erde bereitet sei. Aber er sah das Unkraut bald wieder auf demselben, sah nach wenig Zeit die gleiche Wildheit auf ihm; er sah ihn wieder umfahren, verwildern, und edlere Pflanzen gedeihten nie auf demselben. Er sah den Landmann glauben an die Unbezähmbarkeit seines Ackers und jeder besseren Kultur für unfähig erklären.

„Da sah er einen Mann mit einem Schälpflug schon im August die Grasdecke oben abhauen und umkehren; dann ging der Mann davon, säete nichts hinein, sondern liess den Acker liegen bis im Frühjahr. Die Arbeit war spielend abgetan und schien aus Bosheit verrichtet worden zu sein; denn gar hässlich sah der Acker aus mit all seinen ans Tageslicht geförderten, gegen Himmel gekehrten, wilden Wurzeln, während neben ihm die anderen Acker so schön glatt wieder wurden.

„Ich ging den Mann an und stellte ihn zur Rede über sein Beginnen. Er lachte und sagte, ein Par Jahre solle man nur warten, dann werde man einen anderen Unterschied zwischen seinem und anderen Acker sehen. Ein Acker werde nie mit einer Operation zahm gemacht und nie, wenn man die wilden Wurzeln gleich wieder zudecke. Man müsse zuerst garnichts machen, als die ans Licht kehren und zum Verdorren am Lichte lassen, wie wüst es auch aussehe. Dann, wenn sie einen Winter überstanden, könne man wieder pflügen, und dann wieder pflanzen, aber man werde noch manchmal pflügen, pflanzen und selbst schälen müssen, bis der Acker edlere Pflanzensorten zu tragen vermöge. Und wie der Mann vorausgesagt hatte, er verbesserte wirklich sein Land und seine Acker wurden gründlich wieder geboren.

„Diesem nachdenkend, versuchte ich die gleiche Weise und liess in meinem Buche den Schälpflug gehen durchs Volksleben, kehrte da auch allerlei wüstes und wildes, das im verwilderten, aber nicht schlechten Boden wuchs, hervor und ging davon.

„Dass diese Operation nicht die einzige sein darf, ist klar; aber dass sie eine verfehlte sei, glaube ich nicht. Ob ich weiteres selbst verrichten kann, ist Gott bekannt; ich bin überzeugt, dass andere Tüchtigere die Arbeit aufgreifen werden. Ich weiss, dass von Tüchtigeren bereits die Hand an den Pflug gelegt worden.

„Dieses der wohlbedachte Grund, warum das Buch nicht eine neue Aussaat enthielt, sondern nur das Bild der Gegenwart. Der Verfasser traute auf die ehrliche Gutmüthigkeit des Bernervolkes, welche selten missversteht, was in Gutmüthigkeit gegeben wird, und darin hat er sich nicht getäuscht.“[1])

Wie der „Bauernspiegel“ gegen die Schäden des Bauerntums im Allgemeinen gerichtet war, so deckten die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ die Schwächen einer speziellen Institution unter den Bauern auf. Die misslichen Schulzustände unter den Bauern, die schon im „Bauernspiegel“ gestreift wurden, werden hier in eingehender Weise vorgeführt. Der Zweck ist hier also die Reform des Schulwesens unter dem Bernervolke.

Im nächsten grösseren Werke, „Uli, der Knecht“, ist die Tendenz vielleicht nicht so auffallend, aber nichtsdestoweniger vorhanden. Das geht schon aus dem Wortlaut des Titels hervor: „Wie Uli, der Knecht, glücklich wird. Eine Gabe für Dienstboten und Meisterleute.“ Dieses Werk wurde also in erster Instanz für Dienstboten und Meisterleute geschrieben, deren Verhältnis zu einander schon im „Bauernspiegel“ zu verschiedenen Malen berührt worden war, hier aber von allen möglichen Seiten erfasst und dargestellt wird. In der Person Ulis statuiert der Dichter ein Exempel, wohin es ein armes Knechtlein, das nur mit den ordinärsten Fähigkeiten ausgestattet, durch die weisen

---

[1]) Vetter. Ergänzungsband zu Gotthelfs Werken im Urtext. Volksausgabe. Bd. I, S. 19ff.

Lehren eines guten Meisters und durch seine eigene Treue und Ausdauer bringen kann. Der Sparsamkeit, Arbeitslust und Treue der Dienstboten wird hier also das Wort geredet.

Im Gegensatz zu „Uli" ist die tendenziöse Richtung in „Anne Bäbi Jowäger" eine negative. Gleich dem „Bauernspiegel" und dem „Schulmeister" soll dieses Werk die Aufmerksamkeit des Bernervolkes auf sich unter ihm befindliche Schäden lenken. Diese Schrift, die auf direkte Veranlassung der Berner Regierung geschrieben wurde, bekämpft die medizinische Pfuscherei und Quacksalberei unter dem Bernervolke. Um geprüfte Aerzte in ihren Rechten zu beschützen, wird Gotthelf im Manual der Sanitätskommission vom 26. Januar 1842 aufgefordert, „in einer populären Schrift das Volk auf die medizinischen Pfuscher im Kanton Bern aufmerksam zu machen und vor den Gefahren, die ihm von daher drohen, mit Nachdruck zu warnen."[1]) Zudem beauftragt die Sanitätskommission ihr Sekretariat in ihren Manualen und Akten Materialien zu sammeln, die von Gotthelf zur Bekämpfung des Uebels benutzt werden können. Im Auftrage der Kommission müssen verschiedene Regierungsstatthalter Berichte von Pfuscherei einsenden, die der Dichter dann in seiner Arbeit verwertet. Auch im zweiten Teile des Werkes, wo er eine „andere Pfuscherei" bekämpft, wurde Gotthelf scheinbar obrigkeitlicherseits beeinflusst, wenigstens fordert ihn Fueter[2]) auf, den „Pietistenunfug" zu geisseln und zu strafen, mahnt aber auf diesem Gebiete zur Vorsicht.

Um die Schriften Gotthelfs richtig zu beurteilen, muss man zwei Punkte fest im Auge behalten. Erstens, dass sie ihre Entstehung tendenziösen Zwecken verdanken und zweitens, dass Gotthelf im grossen Ganzen in seinen Werken die Kunst ausser acht lässt. Hierüber, namentlich über den letzteren Punkt, ist man oft geneigt, freilich aus Mangel an richtigem Verständnis für den Beweggrund und die Absichten des Dichters, das grösste Bedauern auszusprechen. Eins steht jedoch fest: Gotthelf, wie er war, hätte uns nie die Wahl zwischen rein poetischen und tendenziösen Schriften gegeben, sondern nur zwischen Tendenzschriften und gar keinen. Will man rein poetische Werke, so darf man dieselben nicht von einem Gotthelf, sondern nur von einem Schriftsteller fordern, der in seinem tiefsten Wesen ein anderer ist. Wäre es nicht gerade der Wunsch, „in das Volk einzuschlagen" gewesen, der Gotthelf bewog, sich in Schriften zu versuchen, so hätte man überhaupt nie von ihm gehört.

Da die Werke Gotthelfs ihre Entstehung nun einmal dem Eifer des Sittenpredigers verdanken, so muss man es sogar einen glücklichen Umstand nennen, dass unser Dichter die strenge Kunstanwendung verschmäht hat, da die konsequente Durchführung der Kunstregeln im

---

[1]) Vetter, Ergänzungsband zu Gotthelfs Werken I, S. 565 ff

[2]) Fueter, der auf Gotthelfs Bitte das „Pöstchen" des „Einsehers" (Censors), von „Anne Bäbi" übernahm, war Mitglied der Sanitätskommission. Vgl. Vetter, Ergänzungsband I, S. 566, 570, 577.

Interesse seiner didaktischen Zwecke dem poetischen Element in seinen Schriften nur geschadet hätte, ja, das Poetische grösstenteils weggefallen wäre. Nur weil Bitzius die Kunst zur Förderung seiner streng prosaisch didaktischen Zwecke verschmähte, — und er kannte keine anderen, — ist in seinen Schriften auch Poesie zu finden. Neben dem Prediger und Reformator steckt in ihm auch der Dichter, und zwar ein bedeutender Dichter. Wenn unser Autor auch oft stürmend und funkensprühend eine Tendenz verficht, löst, ehe man sich's versieht der Dichter den Eiferer ab, auf das Wetter folgt ein stilles, sanftes Sausen, und man hat die reinste, herrlichste Poesie. Mit Recht hat daher sein urteilsfähiger Landsmann, Gottfried Keller, ihn das grösste epische Talent genannt, „welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte."[1])

Was ist nun bei Gotthelf das Verhältnis zwischen dem prosaisch Didaktischen und dem Poetischen? Diese beiden Elemente stehen in Gotthelfs besten Schriften unabhängig von einander da, was zwar der Einheit der Erzählungen als Ganzes sehr geschadet, die Natürlichkeit der Volksfiguren aber umsoweniger beeinträchtigt hat. Gotthelf hat namentlich in seinen früheren längeren Erzählungen seine persönlichen Ansichten nie, oder doch nur höchst selten, seinen Charakteren aufgebürdet. Dies ist ein höchst wichtiger Punkt, der den Schweizer Dichter von Auerbach unterscheidet. Der Poet von Nordstetten hat seine Dorfcharaktere zu Trägern seiner eigenen Ideen und Weltanschauungen gemacht, wodurch seine Dorfgeschichten etwas Erkünsteltes und Gezwungenes erhalten. Bei Gotthelf werden hingegen die persönlichen Ansichten des Dichters seinen Charakteren nicht in den Mund gelegt. Der rein persönliche Ausdruck der Tendenz läuft fortwährend neben dem objektiven poetischen Interesse einher, wird aber nicht völlig mit demselben verschmolzen. Dieses trifft freilich bei den ersten Erzählungen nicht ganz zu, wo der Dichter die Form des Ich-Romans anwendet und teilweise in den Fehler Auerbachs verfällt, indem er die Ansichten des Helden mit den seinen identifiziert. Infolge dieser Methode bleiben die Charaktere sich hier nicht immer völlig treu; man denke nur an den einfältigen Käser und seine tiefsinnigen Betrachtungen über das Schulwesen, über Pädagogik u. s. w. In dieser Hinsicht ist der „Schulmeister" mangelhafter als der „Bauernspiegel". Von einem Manne, der die Erfahrungen eines Jeremias gemacht hat, könnte man das Verfassen eines Buches, wie der „Bauernspiegel", vielleicht erwarten, nicht aber von einem Käser die „Freuden und Leiden eines Schulmeisters". Für einen Schriftsteller wie Gotthelf, der mit seinen eigenen Ansichten nicht zurückhalten konnte, war die Ich-Form der Darstellung die denkbar schlechteste. Auch in den späteren Erzählungen, die zu einer Zeit erschienen, als der Dichter im politischen Kampfe stand, macht er seine Charaktere leider zu oft zu Vertretern seiner eigenen Anschauungen. So sind z. B. in

[1]) Keller, Nachgelassene Schriften und Dichtungen, S. 155.

„Jakobs Wanderungen" die guten Personen immer politisch konservativ, während die Lumpen den Radikalismus predigen. Ebenso ist in kleineren Erzählungen, wo der Dichter im sittlichen Parteigefühl gewisse Laster geisselt, das Subjektive in den Charakteren zu sehr vorherrschend. Das Schlechte ist dann bei den Personen derartig übertrieben, dass eine solche Erzählung mehr einem Märchen gleicht. Harzer Hans ist durch seinen Geiz ein so verabscheubares Wesen, dass auch nach seinem Tode die Tiere des Waldes seine Wohnung meiden.

Was daher von Subjektivität und Objektivität gesagt wird, bezieht sich nur voll und ganz auf Gotthelfs beste Erzählungen, wie „Uli, der Knecht", „Uli, der Pächter", „Anne Bäbi Jowäger", „Geld und Geist", „Die Käserei in der Vehfreude" und zum Teil „Käthi, die Grossmutter".

Durch das Innehalten der Grenze zwischen dem subjektiven und dem objektiven Teil in diesen Schriften hat uns Gotthelf selbst die Fingerzeige gegeben in Betreff der Abschnitte, die wir zu studieren haben, je nachdem wir ihn als Menschen, als Politiker u. s. w., oder als objektiv verfahrenden Dichter, namentlich als Volksschriftsteller, kennen lernen wollen. Unser Zweck bringt es mit sich, dass wir uns hauptsächlich nur mit dem objektiven, dichterischen Teil seiner Werke zu befassen haben.

Obzwar Gotthelf seine Ansichten von denen seiner Charaktere unterscheidet, so liegt es doch in der Natur der Sache, dass Figuren durch die persönlichen Zwecke, für die sie geschaffen werden, mehr oder weniger beeinflusst werden. Dass nun bei Gotthelf der persönliche Zweck des Dichters seinen Charakteren nicht merklich geschadet hat, kommt daher, dass die Tendenz immer eine aus dem bäuerlichen Leben und Treiben hervorgehende und auf dasselbe berechnete ist. Infolge dieser Tatsache können die Personen im Interesse der Tendenz handeln und doch als echte Volkscharaktere auftreten. Es besteht eben kein Gegensatz zwischen der den persönlichen Zwecken des Dichters dienenden Situation und den Charakteren, vielmehr ergänzen sie einander, da beide auf denselben Zuständen beruhen.

In den beiden „Uli" hat man reine Bauerntendenz, also eine Richtung, die ganz naturgemäss aus dem Bauerngemüt hervorgeht. Dadurch, dass Gotthelf hier Arbeitstüchtigkeit und Betriebsamkeit lobend hervorhebt, trifft er das Innerste der Bauernseele; denn würde man den Titel des Werkes „Wie Uli, der Knecht, glücklich wird" in „Wie Uli, der Knecht, arbeitsam und sparsam wird" umändern, so würde er für den Bauer ungefähr dasselbe bedeuten. Die Bauerntugend, die alle andern einschliesst, und um die sich fast alle Stimmungen des Bauernhauses scharen, ist Sparsamkeit und Betriebsamkeit. Die Tendenz[1]) in „Uli" ist die Verherrlichung dieses Betriebsamkeits-

[1]) Vgl. Hunziker, Gotthelf und Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen, S. 108.

sinnes und aus diesem Grunde allein ist sie vielleicht die beste Bauerngeschichte, die je geschrieben wurde.

Der Betriebsamkeitssinn erscheint in „Uli“ nicht nur in allgemeinen Umrissen, auch in den kleinsten Einzelheiten tritt er klar zu Tage. Alle anderen Bauernstimmungen sind ihm untergeordnet, sogar die Religion ist aufs engste damit verbunden. Wenn der Meister Johannes seine Dienstboten zur Kirche schickt, gibt er ihnen auch Aufträge, welche die Alltagsarbeit angehen („Uli, der Knecht“,[1]) S. 12.) In seinen Betrachtungen am Sonntag morgen, auf seinen Fahrten zum und vom Markte, in seiner Unterhaltung im Wirtshaus — überall nehmen die materiellen Interessen die erste Stelle ein.

Obwohl die Tendenz in „Anne Bäbi Jowäger“ nicht so unmittelbar aus dem Bauerngemüt fliesst, wie in den beiden „Uli“, so berührt sie doch in erster Linie Zustände unter dem Bauernvolke. Sie beruht auch hier ausschliesslich auf den Verhältnissen des ländlichen Schauplatzes. In „Anne Bäbi Jowäger“ tritt das rein Tendenziöse noch stärker hervor, eben weil es in dieser Erzählung nicht so eng mit den intimsten Bauerninteressen verbunden ist wie in „Uli“.

Im „Bauernspiegel“, wie schon oben angedeutet wurde, werden im allgemeinen die Schäden des Bauernstandes blossgelegt. Der „Bauernspiegel“ ist auch in seiner Tendenz das Programm für die späteren Schriften Gotthelfs.

Auch wo keine spezielle Tendenz besonders hervorsticht, sondern wo der Dichter besonders bäuerliche, oder allgemein menschliche Schwächen darstellt, wie in der „Käserei in der Vehfreude“ und in „Geld und Geist“, oder einen rein christlichen Zweck verfolgt, wie in „Käthi“, — überall ist die Situation eine echt bäuerliche.

Hat so die Tendenz bei Gotthelf den Charakteren nicht geschadet, sondern, weil sie eben Bauerntendenz ist, das wahre Lebensinteresse der Personen gewöhnlich gefördert, so hat der eigenartige Standpunkt, von welchem aus Gotthelf seine Charaktere erfasst, die mit Tendenzschriften notwendigerweise verbundenen Uebel noch mehr verringert. Dieser Standpunkt, von dem Gotthelf immer wieder ausgeht, ist die Familie. Die handelnden Personen sind in erster Instanz Familienglieder, sei es nun im engeren Sinne als Eltern und Kinder, oder im weiteren, als Gesinde. Will man den Schauplatz von Gotthelfs Erzählungen näher bezeichnen, so muss man sagen, dass es das Bauernhaus in seinen Verhältnissen nach innen und nach aussen ist. So fängt der „Bauernspiegel“ mit einem Familienbilde an, wo die verschiedenen Familienglieder in ihrem Verhältnis zu einander und zum kleinen Jeremias treulich dargestellt werden, und auch später, als der Güterbub von der Gemeinde beaufsichtigt wird,, dient diese nur als Vermittlerin zwischen den verschiedenen Familien. Der „Bauernspiegel“ ist ge-

[1]) Jeremias Gotthelfs Gesammelte Schriften. Berlin 1856. Verlag von Julius Springer. — Alle Hinweise auf Gotthelfs Werke in dieser Arbeit beziehen sich auf diese Ausgabe.

wiss mehr ein Bild von dem Zustande einzelner Bauernhäuser, als ein Spiegel der gesamten Bauerngemeinde. Nachdem die Gütergemeinde dem Jeremias die erste Stelle verschafft hat, tritt sie in den Hintergrund, nur flüchtig wird ihrer später als der Vermittlerin zwischen den verschiedenen Bauernhäusern gedacht. Desto genauer aber werden die Zustände der einzelnen Bauernhöfe aufgedeckt. Als Kindermeitschi lernt der kleine Jeremias das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern der einen Familie kennen, so dass Kindererziehung in einer Bauernfamilie das Thema dieses Kapitels bildet. Auf dem nächsten Platze, bei den „christlichen Zigeunern", lernt der Güterbub die bäuerlichen Familienverhältnisse persönlich weniger kennen, als er sie erzählen hört. Von den „Zigeunerstücken", welche die Alten sich jeden Abend mitteilen, hat fast ein jedes Familienverhältnisse zum Vorwurf. Der dritte Aufenthaltsort des Jeremias bringt wieder eine andere Seite des Bauernhauses zur Darstellung. Hier gewinnt man einen Einblick in das Verhältnis der Dienstboten zu den Meisterleuten und zu einander. Bei dem „listigen Bauer und der noch listigeren Bäuerin" begegnet man schliesslich der List und Verschlagenheit, dem Geize und der Selbstsucht des Bauernhauses.

Wenn hier von Bauern die Rede ist, so muss das jedoch nicht so verstanden werden, als ob Gotthelf nur diese Klasse der Landbevölkerung in seinen Schriften auftreten liesse. Ganz im Gegenteil räumt er sogar mit Vorliebe dem Proletarier eine bedeutende Stelle ein. Die niedere Klasse der Landbevölkerung wird aber immer mit dem Bauernhause in Verbindung gebracht.

Ueberhaupt hat Gotthelf seine Charaktere von der tiefsten Seite ihres Wesens dargestellt. Nicht dem Aeusserlichen, dem Momentanen im Leben, sondern den inneren Angelegenheiten, der privaten Seite, den fortbestehenden Verhältnissen des Lebens schenkt er seine Aufmerksamkeit. Dieser Gesichtspunkt ist von besonderer Wichtigkeit für die tiefere Erfassung der Volksseele, da beim Volke, das auf Einzelhöfen wohnt, die privaten Angelegenheiten bei weitem den grössten Teil des Lebens ausmachen. Auch spiegelt sich die Volksseele in den privaten Lebensverhältnissen am schönsten und klarsten wieder.

Durch eben diesen Standpunkt wird auch die Tendenz bei Gotthelf so viel als möglich unschädlich gemacht, denn das Hauptinteresse einer jeden Erzählung beruht vor allem auf dem intimeren privaten Schicksal der Charaktere. Im „Schulmeister" soll das öffentliche Schulwesen beleuchtet werden, es wird aber in Verbindung mit den privaten Lebensverhältnissen eines Käser dargestellt. Anstatt eines Berufsbildes erhalten wir auf diese Weise ein wahres Lebensbild. Peter Käser ist gewiss weniger Lehrer, Berufsmensch, als Bauerncharakter. Er lebt wie andere, ist Glied einer Familie und seine Familienereignisse greifen bei ihm tiefer ins Leben ein, als die Berufserfahrungen. Die Freuden und Leiden eines Schulmeisters sind mehr die Freuden und Leiden des privaten Lebens, als die speziellen

Erfahrungen des Lehrerstandes. Aehnlich wie im „Schulmeister" ist das Verhältnis zwischen der öffentlichen und privaten Seite des Lebens in „Anne Bäbi Jowäger". Hier wie dort wird die eigentliche Tendenz mit dem engeren Schicksale einer Familie verbunden. Der zweite Teil des Titels, „wie es ihm mit dem Doktorn geht", stützt sich auf den ersten, „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet". Es ist bezeichnend für Gotthelf, dass, obwohl er diese Erzählung auf Veranlassung der Regierung gegen die Quacksalberei schrieb, er sie doch wieder auf dem Fundamente der p r i v a t e n Seite des Volkslebens aufbaute. Das private Leben des Bauernhauses ist eben der feste Boden, auf dem Gotthelf in seinen Schriften steht und von wo aus er seine Streifzüge in andere Gebiete unternimmt.

In „Uli, der Knecht" und in „Uli, der Pächter" beruht die Situation auf den Verhältnissen des Bauernhauses von Meister Johannes und der Familie des Joggeli, an die sich gegen das Ende noch die Familie Ulis anschliesst. „Geld und Geist" ist in vollem Sinne ein Familienbild, da hier die Familienglieder im einzelnen, so wie in ihren gegenseitigen Beziehungen zum Gegenstand der eingehendsten Darstellung gemacht werden. Das Verarmen und Verkommen einer Familie ist der Vorwurf von „Geltstag", ebenso sind es Familienbande, die das Gewebe von „Joggeli, ein Erbvetter", ausmachen. In „Käthi, die Grossmutter", lernt man die häuslichen Verhältnisse eines alten Mütterchens, in „Erlebnisse eines Schuldenbauers", die Kämpfe einer mit Schulden belasteten Familie kennen. Nur die „Käserei in der Vehfreude" scheint eine Ausnahme von der Regel zu sein. In der Tat spielen hier die gemeinschaftlichen, dörflichen Verhältnisse eine bedeutende Rolle. Doch sind im Grunde nicht auch hier die Familie des Ammans, des Nägelibodenbauers und des Dürluftbauers gleichsam die Pfeiler, auf denen die Situation ruht?

Wenn hier von Familie die Rede ist, muss es nicht so verstanden werden, als ob dieselbe als Glied der Gesellschaft von aussen her aufgefasst wird. Im Gegenteil, kommen hier im grossen Ganzen die inneren Angelegenheiten des Hauses zur Darstellung, diejenigen Verhältnisse, die auch zumeist den Nachbarn, welche die äusseren Beziehungen des Hauses wohl kennen, unbekannt sind. Gotthelf führt uns in das innere Heiligtum des Bauernhauses, wo im Leben nur die eintreten dürfen, die zum Hause gehören.

Dieser inneren Abgeschlossenheit stellt der Dichter die äussere Abgeschiedenheit zur Seite, wenn er gewöhnlich nicht das Dorf, sondern ein abgelegenes Bauernhaus zum Schauplatz seiner Erzählungen macht. In „Uli" wird der Schauplatz folgendermassen bezeichnet: „In stolzer Ruhe liegt das Haus mitten in den grünen Bäumen; in ruhigem, gemessenen Anstande bewegen sich um und in demselben dessen Bewohner, und über die Bäume schallt höchstens das Wiehern der Pferde, aber nicht die Stimme des Menschen." („Uli, der Knecht", S. 2.) Und vom Schauplatz in „Anne Bäbi Jowäger" heisst es: „Hans-

lis Haus lag nicht mitten im Dorfe, sondern etwas beiseite in einem schönen Baumgarten, an welchem ein lustiger Bach vorüberhüpfte.“ Auch sonst, wo der Schauplatz nicht näher bezeichnet wird, erhält man immer den Eindruck, dass man sich auf Einzelhöfen befindet, die eine in sich abgeschlossene Welt bilden. Hier bewegen sich die Charaktere, und die einfachen Verhältnisse, die zwischen den verschiedenen Familiengliedern bestehen, genügen dem Dichter völlig, die verschiedensten Seiten des menschlichen Lebens darzustellen.

Auch der Verkehr der Charaktere mit der Aussenwelt wird durch die Interessen des Hauses vermittelt, da die Personen nur dann in die Oeffentlichkeit treten, wenn es ihre Privatinteressen erfordern. Oft verlassen die Familienglieder das Haus, aber fast nie sind rein gesellschaftliche Vergnügen, sondern Familien- oder Wirtschaftsangelegenheiten die Veranlassung. Der Knecht geht über Land, um die Kühe auf den Markt zu bringen, die Magd, um einen Auftrag ihrer Meisterin auszurichten, etwa Arzenei für ein Familienglied zu holen. Die Bäuerinnen verlassen ihren Hof gewöhnlich nur, wenn es Bedürfnisse der Haushaltung erheischen. Sie nehmen entweder ihre Ware auf den Markt, oder machen sonst einen Gang in Familienangelegenheiten. Und im Getriebe des Marktes verliert der Dichter seinen Charakter nie aus dem Auge. Der Markt stellt sich uns dar, wie er sich in dem privaten Zwecke des Individuums, das wir von daheim aus kennen, wiederspiegelt.

Ebenso sind alle Feste in erster Instanz Familienfeste. Sie werden entweder daheim im Familienkreise gefeiert, oder im Wirtshaus; im letzteren Falle liegt ihnen aber immer ein Familienereignis zu Grunde. Die Hochzeiten im Wirtshause sind Privathochzeiten, ebenso sind bei Tauffesten nur die nächsten Verwandten zugegen. Daher bewahrt die Feier trotz ihrer Oeffentlichkeit ihren Privatcharakter.

Dall die „Kindbetti“ in Gotthelfs Schriften eine solch prominente Stelle einnehmen, ist eben auch von dem Standpunkt aus zu erklären, dass sie eines der wichtigsten Familienereignisse des Bauernhauses bilden. Und aus einem ähnlichen Grunde spielt bei Gotthelf das weibliche Geschlecht eine grössere Rolle als das männliche.

Da aber die intimeren Verhältnisse der Familie aus den Beziehungen der Familienglieder zu einander und aus ihren persönlichen Eigenschaften bestehen, so muss man den wahren Mittel- und Ausgangspunkt in Gotthelfs Erzählungen bei den Charakteren suchen. Im Gegnsatz zu Auerbach und Rank, wo die Situation die Grundlage der Erzählungen bildet, ist bei Gotthelf der Charakter, das Individuum, der Ausgangspunkt der Geschichten. Die Situation ist von den Charakteren abhängig, nicht diese von der Situation. Daher ist es besonders wichtig, zu bestimmen, wie unser Dichter seine Figuren gezeichnet und dargestellt hat. Geht man Gotthelfs Werke von diesem Standpunkte aus durch, so findet man, dass er seine Personen weder beschreibt, noch von ihnen erzählt, sondern sie zumeist unmittel-

bar vorführt, indem er sie selbst vor den Leser sprechend hintreten lässt. Auf diese Weise wird der Dichter immer wieder gleichsam von seinen Charakteren abgelöst; anstatt ihn für sie erzählen zu lassen, treten sie selbst sprechend und handelnd vor uns hin, oder lassen den Autor höchstens nachsprechen, was sie ihm vorgesagt haben, wodurch der höchste Grad der Objektivität erreicht und eine Lebendigkeit und Frische erzielt wird, die ihresgleichen sucht.

Dieses Vorführen von sprechenden und handelnden Personen ist eine sehr hervorragende Eigenart von Gotthelfs Schreibweise. In der Darstellung seiner Bauern ist unser Dichter daher viel mehr der Berichterstatter, als der Erzähler und die Verantwortlichkeit für die Handlungen und Reden wird so, wenigstens scheinbar, vom Dichter genommen und auf die Charaktere selbst gelegt. Dieser Umstand erklärt es, warum Gotthelf die Handlungsweise seiner Figuren nie begründet. Sie müssen das selbst tun. Durch eine derartige Begründung wird der Leser aber nie aus der konkreten Welt des Bauern in die abstrakte Gedankenwelt des Dichters versetzt.

Die Neigung, das Amt des Erzählers mit dem des Berichterstatters zu vertauschen, ist bei Gotthelf so vorherrschend, dass er kaum einen Abschnitt zu Ende führen kann, ohne von der einen Art der Darstellung in die andere überzugehen. Beispiele hiervon kann man fast auf jeder Seite seiner Schriften finden.

„Es ging nicht lange, so merkte hie und da Einer, dass am Sonntag beim Bodenbauer eine warme Stube sei. Wo nun das Gelüsten treibt, macht ein Knechtlein nicht lange Komplimente. — ‚Seh komm', sagt er zu seinem Kameraden, ‚wir wollen da hinein, sie werden uns hoffentlich nicht fressen'," u. s. w. („Uli, der Knecht", S. 80.)

„Den ganzen Winter über hatte Uli fast kein Geld gebraucht, und so wenig Kleider, dass er sich selbst verwunderte. Ein einziges Mal war er im Wirtshaus gewesen, und da hatte ihn der Meister noch selbst gehen heissen. Er solle auch einmal gehen und eine Halbe haben;" u. s. w. („Uli, der Knecht", S. 81.)

„So vergingen Uli einstweilen die Heiratsflausen und er ward wieder der recht emsige Knecht, der seinem Dienst alle Aufmerksamkeit widmete. Seine Rosse waren die schönsten weit und breit, die Kühe glänzten und solch einen Misthaufen hätte er noch nie gehabt, sagte der Meister. Wenn es einer verstehe u. s. w." („Uli, der Knecht", S. 121.)

„In der Glungge zog alles schön an einem Seile, und die Mutter sagte: es sei ihr lange nicht so wohl gewesen u. s. w." („Uli, der Knecht", S. 204.)

„Man kann sich nicht vorstellen, wie die Frau in der Küche turnierte, wie sie die Küchlein herumschlug, und über die Hexe fluchte, die ihr den Streich gemacht. Dass sie selbst schuld an der Sache sei, konnte sie sich nicht vorstellen. Das sei ja der deutlichste Be-

weis, dass die Hausfrau eine Hexe sei und ihr den Teig verhext habe, weil sie gerade dazu gekommen u. s. w." („Bauernspiegel", S. 86.)

„Ein Herrenfressen für die ganze Dienerschaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwist unter der Familie bemerkte; da steckte man die Köpfe zusammen und fragte einander: ‚Hesch o g'hört, hesch o g'seh'?" („Bauernspiegel", S. 127.)

An Stellen, wie den vorhergehenden, wird, wo die Rede direkt angeführt ist, der Bernerdialekt gebraucht, was zum Charakteristischen ungemein beiträgt. Nur hie und da legt der Dichter zur Abwechslung den Personen das Hochdeutsche, dann aber mit Berner Stichworten untermischt, in den Mund. Auch findet man in Uebereinstimmung mit der steten charakteristischen Handlung der Charaktere den schnell abwechselnden Dialog häufig angewandt. Längere Reden ohne Unterbrechung trifft man nur da, wo die Personen sich in einer höchst interessanten Lage befinden. Diese Reden, gewöhnlich ganz im Dialekt, sind nur selten ermüdend, weil der Sprecher in höchst charakteristischer Weise schnell von Gegenstand zu Gegenstand übergeht. Ein anderes Mittel, um die Eintönigkeit fernzuhalten, ist die Abwechslung von direkter und indirekter Rede. Zuweilen wird diese Verschiedenheit im Dialoge angewandt, indem die Worte der einen Person direkt, diejenigen der anderen indirekt angeführt werden. Das findet man z. B. in „Uli, der Knecht" (S. 4 u. 5), wo die Reden des Meisters unmittelbar, die Reden Ulis hingegen mittelbar gegeben sind.

Neben dem dramatischen Momente ist bei Gotthelf in der Darstellung seiner Figuren ein hervorragendes episches Element zu finden. So könnte das Verhältnis der Personen ihrer Umgebung gegenüber fast homerisch genannt werden. Für Gotthelf ist die Bauernwelt weder als Abstraktum, noch als Gegensatz zu etwas anderem vorhanden. Dasselbe gilt von der Bauernarbeit. Während bei Auerbach die Tätigkeit der Bauern ein etwas für sich selbst Bestehendes ist, ist bei Gotthelf die Arbeit von dem Bauer selbst nicht zu trennen. Sie wird nur vorgeführt, um ihn in einer natürlichen Stellung erscheinen zu lassen. Der Meister Johannes predigt dem Uli während des Wachens bei der kalbenden Kuh, Anni Lisi „kanzelt" Uli beim „Grasen" ab, Uli und sein Meister machen die Rechnung für die Ausgaben eines Knechtes beim Steinfahren. In der Verschmelzung der Charaktere mit ihrer Umgebung ist aber die Rechtfertigung der rohen Ausdrücke und der derben Szenen zu suchen.

Aehnlich wie das Verhältnis zwischen Charakter und Umgebung der epischen Welt angehört, so das Verhältnis zwischen Person und Person. Zwei Bande sind es vor allem, welche Gotthelfs Bauern verbinden: materielle Interessen und Verwandschaft. Von Freundschaft wie man sie in anderen Gesellschaftskreisen antrifft, findet sich nur wenig, und wo sie auftritt, ist sie im letzten Grunde auf das eine oder das andere der angeführten Verhältnisse zurückzuführen.

In seinen Bauern versteht es Gotthelf, immer den Menschen

zu finden. Ob Bauer oder Bäuerin, ob Knecht oder Magd, die menschlichen Gefühle und Empfindungen nehmen bei der betreffenden Person die erste Stelle ein. Die Magd tritt der Bäuerin mehr wie eine andere Frau mit allen weiblichen Schwächen, wie Neid, Eifersucht u. s. w., als in ihrem Dienstverhältnisse entgegen, und ähnlich zeigt sich die Wirtin in erster Linie als weibliches Wesen.

Wie völlig Gotthelf alles im Lichte des Menschenlebens auffasst, zeigt sich in seiner Darstellung von Naturerscheinungen und Naturkräften. Diese Naturauffassung tritt uns besonders in seinen Metaphern und Bildern entgegen. Wie die folgenden Beispiele zeigen, ist der Ausgangspunkt des Vergleichs gewöhnlich ein psychischer.

„Allmählich ging der Mond zur Neige, schien zu wachsen, ehe er versank. Er glich einem mütterlichen Auge, welches noch einmal, ehe es sich schliesst, mit besonderer Innigkeit über die Kinder strahlt, welche weinend stehen um sie her, oder einer väterlichen Seele, welche im letzten Augenblicke noch mit erhöhter Weisheit über die Kinder leuchtet.“ („Uli, der Pächter“, S. 356.)

Aehnliche Beispiele finden sich an anderen Stellen. „So hell, weich und lieblich ist kein Frühlings-, kein Sommertag, es ist ein Tag, dem Auge des Greises gleich, das, von der Erde Dunst und Nebel gereinigt, um so heller in den Himmel sieht, je näher es dem Brechen ist.“ („Anne Bäbi Jowäger“ II, S. 72.)

„Dort häufte er (der Schnee) sich wie Soldaten hinter den Schanzen, wenn Kartätschenhagel die Felder fegt.“ („Anne Bäbi Jowäger“ II, S. 350.)

Das Läuten der Glocken in der Nähe und in der Ferne vergleicht der Dichter mit dem Zuspruch eines Elternpaares zu seinen Kindern. („Geld und Geist“, S. 366.)

Im Spätherbst sind die Felder und Wiesen „gelb wie ein verdorrtes Gesicht“, („Anne Bäbi Jowäger“ II, S. 439), dann ist der Himmel grau und die Erde hat ihr Hochzeitskleid, das Blumengewand, abgelegt und „macht ein Gesicht, wie ein 99jähriges, runzelhaftes Mütterchen“ („Käserei“, S. 414.) Beim Anzuge eines Gewitters erheben sich „schwarze Wände, der Zukunft einer kummervollen Seele vergleichbar.“ („Uli, der Knecht“, S. 199.)

Gotthelfs genaue Kenntnis der Volksseele bekundet sich besonders in seiner Naturschilderung. Naturbeschreibungen kommen bei ihm nur in langen Zwischenräumen vor und sind auch dann nur kurz. Und diese Darstellungsweise der Natur gründet sich ganz natürlich auf die Bauernseele, da der Berner Bauer eben nur wenig von jener poetischen Begeisterung für Naturschönheit besitzt, die man zuweilen bei Hirten und Gebirgsbewohnern findet. Er ist ein hausbackenes Wesen, für das eine Schüssel Fleisch und ein Glas Wein mehr Reize hat, als der prächtigste Sonnenuntergang. Fortwährend von den Wundern der Natur umgeben, erscheinen sie ihm als etwas ganz Gewöhnliches. Auch beschäftigt sich sein Gemüt zu viel mit der Bauernarbeit und seinen

materiellen Interessen überhaupt, als dass er Zeit für Naturbetrachtung übrig hätte. Für den Bauer ist der Frühling nicht die Jahreszeit von Blumenpracht und Vogelgesang, sondern die Periode erneuter Arbeit, die Zeit des Pflanzens und Säens in Garten und Feld, ebenso der Sommer, Tage schwerer Arbeit in der Heu- und Kornernte.

In der Wahl der Momente, wann er seine Naturschilderung in seinen Erzählungen einführt, bewährt sich unser Dichter als ein unübertrefflicher Meister von Bauernpsychologie. Nur höchst selten beginnt er seine Erzählung mit der konventionellen Beschreibung der Naturschönheiten des Schauplatzes. Obwohl man sich inmitten der Reize eines Frühlings in der Schweiz befindet, wird doch der Natur im ersten Kapitel von „Uli, der Knecht", mit keinem Worte erwähnt, erst im zweiten wird ihrer gedacht und zwar in Verbindung mit der Schilderung eines Sonntagmorgens. An einem „hellen, klaren, wunderschönen Sonntag wandelt der Meister Johannes andächtigen Gemütes durch frische Wiesen und üppige Kornäcker dem Segen nach, den ihm Gott beschert hat." („Uli, der Knecht", S. 10.)

Die Einführung der Natur am frühen Morgen ist ein Meisterzug des Dichters. Wer auch nur eine oberflächliche Kenntnis vom Bauernleben besitzt, weiss gar wohl, dass der Bauer weder mittags noch abends, wenn er müde und matt vom Felde heimkehrt, sich in einer Stimmung befindet, Naturschönheit zu geniessen. Früh morgens jedoch ist auch des Landmanns Seele empfänglich für die Reize der Natur. Aus diesem Grunde bezieht sich bei Gotthelf die Naturbeschreibung öfters auf diese Tageszeit. „Der Morgen war heraufgezogen in aller Schöne; die Mattenblumen dufteten köstlich, im süssen Tau erglänzend munter wanderten er und seine Kühe in die Zukunft hinein." („Uli, der Knecht", S. 187.)

Doch ist es besonders am Sonntag, dass der Bauer sich der Naturschönheit bewusst wird; daher die Naturschilderung an diesem Tage. Des Meisters Wanderung am Sonntagmorgen durch seine Felder wurde schon hervorgehoben („Uli, der Knecht", S. 10.) Als am Sonntagnachmittag das Dorf hinauszog, um dem Hurnussspiel beizuwohnen, „war es ein schöner, herbstlicher Tag, hell die Luft und grün die Erde; einzelne Schäfchen hingen am Himmel, ganze Scharen weideten auf der Erde und eine liebliche Wärme lag auf Menschen und Tieren, die in süsser Behaglichkeit sich ausstreckten im grünen Grase an der hellen Sonne." („Uli, der Knecht", S. 54.) Ausser diesen Stellen wird in „Uli" die Natur noch zweimal in Verbindung mit dem Sonntagmorgen erwähnt. Eines Sonntagmorgens machte der Meister einen Spaziergang mit Uli ins Feld. („Uli, der Knecht", S. 333), und am hellen Sonntagmorgen fährt der Baumwollenhändler mit der Glunggenbäuerin und ihrer Tochter ins schöne Land hinein. („Uli, der Knecht", S. 277.)

Ein ähnliches Verfahren hinsichtlich der Naturschilderung wie in „Uli, der Knecht", findet man in den anderen Erzählungen Gotthelfs.

„An einem schönen Herbstsonntage sassen sie nachmittags vor dem Hause. Tauben, Hühner, Kinder trippelten um sie her, in traulicher Freundschaft keins das andere fürchtend. Es war ein gar freundlich Sitzen da und ein lieblicher Anblick ringsum." („Uli, der Pächter", S. 403.) Gar oft wird die Natur am Sonntag in „Geld und Geist" vorgeführt, was wohl der teilweise religiösen Tendenz dieser Erzählung zugeschrieben werden muss. An einem Sonntagvormittag sass Christen am Waldessaum, „und während der Himmel so hold über ihm war, die ganze Erde lachte, war es ihm so trüb im Gemüte." („Geld und Geist", S. 78.) Am selben Nachmittag setzte Aenneli sich nieder, „sah über das reiche Land hinweg, sah, wie alles im reichsten Segen prangte, vom Thale weg bis hinauf zu den Gipfeln der Berge." („Geld und Geist", S. 86.)

„Feierlich steigt der Tag (ein Sonntag) übers Land herauf, und stille ist's; das Säuseln des Herrn hört man in den Zweigen der Bäume, die Seufzer der Gewissen rauschen in den Seelen, das Beten der Herzen tritt flüsternd auf die Lippen. So war es auch in unserem Hause." („Geld und Geist", S. 109.)

Sonntagnachmittags findet man zuweilen die Bauernfamilien in trautem Kreise im Freien beisammen. „Aber als der stille Nachmittag heraufkam, die Dienstboten ihre Wege gegangen waren, schön sonntäglich feierlich es ums Haus ward, der Baumgarten, fast einem heiligen Haine vergleichbtr, mit leisem Säuseln die Bewohner des Hauses in seinen kühlen Schatten lockte, da redeten sie von dem, was in ihrem Inwendigen vorgegangen." („Geld und Geist", S. 119.)

Ergreifend schöne Sonntagsnaturbilder finden sich auch in „Anne Bäbi Jowäger". „So sass Jakobli auch einmal auf einer Bank, es war an einem schönen Sonntag Abend. Der Wind wiegte sanft die Pappelbäume hinterm Hause; Feierabend läutete es im Dorfe; in der Küche spräzelte das Feuer; Tauben und Hühner spazierten vor der Küchentüre; unterm Küchenfenster sass die grosse schwarze Katze und putzte sich. Zwischen den Vorbergen und den weissen Häuptern blitzte es aus einem schwarzen Wolkenstreifen, aber majestätisch stieg die Sonne nieder am wolkenlosen, goldenen Abendhimmel." („Anne Bäbi Jowäger" I, S. 44.)

Ein ähnliches Naturbild am Abend des Bettages trifft man in „Käthi". („Käthi, die Grossmutter", S. 116.)

Andere Naturschilderungen sind mehr allgemein gehalten.

„Der nächste Sonntag war einer von den schönen Wintertagen, welche oft so klar und lauter aufgehen über der Erde, dass der Mensch wähnt, der Sommer wolle zurückkehren, oder der Frühling wolle schon kommen." („Anne Bäbi Jowäger" II, S. 72.)

Am Sonntage, wenn der Lärm und das Treiben des Bauernhofes ruht, ist eine friedliche Betrachtung der Natur auch in der Umgebung des Bauernhauses möglich. An Wochentagen jedoch macht sich das Bewusstsein von Naturschönheit beim Bauer nur dann geltend, wenn

er seinen Hof verlässt und still nach dem Markt oder sonstwohin wandert. Oft geschieht dieser Gang früh am Morgen oder spät in der Nacht, und zuweilen auch am Sonntag. Manche der Naturschilderungen, die wir hier in Verbindung mit der Wanderung der Bauern anführen, hätten daher schon unter der Rubrik „Naturschilderung am Morgen" oder „Naturschilderung am Sonntag" erwähnt werden können. Die Naturschilderung auf der Wanderung deckt sich aber nicht nur oft mit der Naturbeschreibung zu anderen Zeiten, sondern sie nimmt auch die erste Stelle ein.

Joggeli und Uli werden auf dem Wege fern von daheim von einem Gewitter überrascht („Uli, der Pächter", S. 48) und wieder zieht ein Wetter in all seiner Erhabenheit und Schrecklichkeit herauf, als Uli vom Gericht zurückkehrt. („Uli, der Pächter", S. 307.) Vreneli geht zu Gevatter stehen an „einem klaren, aber rauhen Frühlingsmorgen," („Uli, der Pächter", S. 232) und „in der Mitte des Herbstmonats war es, als Uli mit Vreneli zur Kirche ging. Es war ein feuchter Nebelmorgen; nicht zehn Schritte weit sah man." („Uli, der Pächter", S. 349.)

„Es war ein kühler Herbstmorgen, als Jakobli sich auf den Weg zur Brautschau machte. Tief in die Bäume hinein hing der Nebel, tropfte fast wie Regen von den Blättern, und nass wurden die Haare der Wanderer" u. s. w. („Anne Bäbi Jowäger" I, S. 335.)

Naturschilderung findet sich in „Anne Bäbi Jowäger" ausser den bereits angeführten Stellen nur noch, wo Jakobli und Meieli des Abends von der Hochzeit heimkehren (I, S. 437) und wo Jakobli an einem stürmischen Wintertage zu Markte fährt und den kranken Doktor am Wege findet. (II, S. 350.)

Auch in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" wird die Natur wiederholt, aber nur in Verbindung mit einer Wanderung geschildert. „Es war ein heller Tag" u. s. w., als der junge Käser seinem alten Schulmeister sein Glück zu verkünden ging („Schulmeister" I, S. 156), dagegen „ein rauher stürmischer Oktobertag" u. s. w., als er sich auf dem Wege zur Garnlise befindet. (I, S. 250.) „Am lautern Himmel glühten die Sterne in ihrem stillen Licht," bei einer Wanderung in der Nacht (I, S. 310), und bei einem Abendgange „erhob sich weisslich der Nebel, spielte in den Bäumen und ein leiser Wind löste die sterbenden Blätter" (I, S. 320.) „Kühl war der Morgen, aber heiter der Himmel, an dessen westlichem Rande der erblassende Mond der Erde die letzten Küsse gab" — „behaglich und traulich wanderten die Verlobten dahin. (II, S. 59.) Und als sie am Hochzeitstage zur Kirche wallen, „schickt die Sonne am östlichen Himmel den Tag herauf, majestätisch und feierlich steigt sie selbst über der Erde Rand empor." („Schulmeister" II, S. 71.)

„Ein wunderschöner Morgen war's, als vom Dorngrüt weg Vater und Tochter f u h r e n einem verhängnisvollen Tag entgegen. Hell schien die Sonne, kühl war die Luft, in üppiger Mannigfaltigkeit glänzte

die in reichem Thaue perlende Erde; und nach und nach war der Kohli heiterer und trabte munter von hinnen." („Geld und Geist", S. 260.)

Die einzige Naturschilderung in der „Käserei in der Vehfreude", ausser der Eröffnungsszene, trifft man dort, wo Felix und Aenneli des Abends auf einsamem Wege wandern. („Käserei", S. 414.)

Als Uli und Vreneli, ihre Herzen voll von den Erfahrungen des vergangenen Tages, von ihrem Besuche nach Hause fahren, schildert der Dichter die Reize der sie einhüllenden Sommernacht. („Uli, der Knecht", S. 350.) Unter ähnlichen Umständen wird die Winternacht bei der Heimkehr des Hochzeitspaares vom Pfarrer („Uli, der Knecht", S. 380) und bei seiner Hochzeitsfahrt vergegenwärtigt. („Uli, der Knecht", S. 385.)

Nur höchst selten wird bei Gotthelf ein Naturbild mit den arbeitenden Menschen in Verbindung gebracht, und auch dann ist es nicht das stille, friedliche, alltägliche Walten der Natur, sondern der Anzug eines Gewitters in all seiner Grösse und Erhabenheit. („Uli, der Knecht", S. 199; „Käthi, die Grossmutter", S. 10.)

Wegen der Religiosität in seinen Schriften ist Gotthelf zu wiederholten Malen von Gottfried Keller in einer leidenschaftlichen Weise angegriffen worden. In seinen Aufsätzen über Gotthelf begeht Keller überhaupt denselben Fehler, dessen er Bitzius immer wieder beschuldigt. Er wird von derselben Ungeduld, derselben Intoleranz beherrscht, die er an seinem Gegner auf dem politischen und religiösen Gebiet so unbarmherzig geisselt. Dadurch wird der Dichter des „Grünen Heinrich" nicht nur gegen den Verfasser des „Uli" ungerecht, sondern er versucht auch aus der Stellung des Volkes zur Religion eine andere zu machen, als sie in Wirklichkeit ist. Offenbar ist Keller eben so bestrebt, für seine Ansichten über Religion oder für „reine Humanität", wie er es wohl genannt haben würde, Propaganda zu machen, wie Gotthelf für seinen konservativen, christlichen Glauben, und der Gedanke ist ihm unausstehlich, dass die ländliche Bevölkerung der Schweiz noch so fest auf dem Boden des positiven Christentums stehe, wie Gotthelf es in seinen Schriften darstellt. In den „Nachgelassenen Schriften" findet man folgende Stelle: „Bitzius sagt in einer Vorrede: man werde ihm wenigstens nicht ein gedankenloses und feiles Segeln mit herrschenden Winden vorwerfen können. Das ist allerdings sehr wahr, er verfällt aber in das andere Extrem und sucht mit dem grössten Eigensinn gegen den Strom zu schwimmen, und das ist für einen Volksschriftsteller auch nicht klug und weise. Ein solcher hat vom Volke ebenso viel zu lernen, als es von ihm lernen soll, und es ist seine Pflicht, auch ein wenig zu merken, was die Stunde geschlagen hat, wenn er segensreich wirken will."[1])

Verstehen wir die Stelle in ihrer Verbindung richtig, so will Keller damit sagen, dass Gotthelf in der Art und Weise, wie er das

[1]) Keller, Nachgelassene Schriften, S. 108.

Volk auch in seinem Verhältnisse zur Religion hinstellt, eigensinnig gegen den Strom schwimmt, und wäre er willig, vom Volke zu lernen, so würde er bald einsehen, dass solch „krasse Erfindungen, die er sich mit dem christlichen Gott erlaubt, vom Volke nicht mehr gebilligt werden." Anstatt zuzugeben, dass auch hinsichtlich ihrer Religiosität die Charaktere echt naturgemäss und objektiv gezeichnet sind, und dass nicht jede diesbezügliche Ansicht seiner Gestalten auch diejenige des Dichters ist, kehrt Keller gerade die Sache um und behauptet, dass im Leben die Religion der Bauern eine „höhere" sei, dass aber Gotthelf ihnen seinen altväterlichen konservativen Glauben unterschiebe.

Gotthelf konnte das Volk doch nicht ohne Religion darstellen, denn das wäre nicht nur eine Schmähung seines persönlichen Berufes gewesen, es hätte gewiss auch der Wahrheit Gewalt angetan. Das muss auch Keller zugeben, obwohl man es ihm abfühlt, dass ihm das Volk mit „reiner Humanität" viel sympathischer wäre. Die bedeutenden späteren Volksschriftsteller, wie Anzengruber und Rosegger, liefern einen schlagenden Beweis dafür, dass das Leben des Volkes auf das engste mit den Fragen der Religion verflochten ist. Die Religion nimmt daher mit Recht eine hervorragende Stelle in Gotthelfs Schriften ein; nur müssen wir zu entscheiden suchen, ob unser Dichter, wie ihn Keller beschuldigt, die Religion der Bauern aus seinem eigenen „bösartigen, pfäffischen" Wesen oder aus der Bauernseele herausgearbeitet habe.

Die Religion von Gotthelfs Bauern ist auf das engste mit ihrer Stellung zur Natur verbunden. Ist der Bauer in einer Stimmung, wo er sich der Naturschönheit bewusst wird und dieselbe auf sich wirken lässt, dann ist er auch religiösen Einflüssen zugänglicher. Für ihn gibt es kaum ein Gebiet der rein geistigen Genüsse. Das Gefühl für die Natur verwandelt sich bei ihm unter der Hand in religiöse Andachtsstimmung, durch die Naturbetrachtung wird er sofort in das Reich der religiösen Empfindungen geführt. Es ist bezeichnend für Gotthelf, dass er die religiöse Stimmung seiner Bauern nur höchst selten in einer Andachtsatmosphäre, etwa in der Kirche, vorführt. Sogar in „Geld und Geist", wo die Wirkung der Predigt auf Anneli eine gewaltige ist, kommt die Bäuerin doch erst zum „völligen Durchbruch", als sie nachmittags in Naturbetrachtungen versunken ist, ebenso wird sich Christen seiner eigenen Schuld völlig klar, als er im freien Feld sitzt und das Läuten der Kirchenglocken feierlich durch das Land tönt. Anstatt in der Kirche selbst, tritt uns das religiöse Gefühl der Bauern auf ihrem Wege zum und vom Gotteshause entgegen. „Als er heimging (von der Kirche), finster und trübselig, schien die Sonne so freundlich, und es glitzerte der Schnee so rein und weiss, und traulich hüpften und flogen die Gilberiche (Goldammern) vor ihm her, dass ihm ganz heimelig zu Mute wurde; dass es ihm ward, als sei er wieder am alten Ort und Johannes gehe neben ihm und rede zu ihm. Und da ward ihm, als hörte er ihn sagen: Weisst du noch von den zwei

Stimmen, die einen begleiten im Leben, einer aufweisenden und einer mahnenden.“ („Uli, der Knecht“, S. 164.)

Zuweilen findet man die Bauern am Sonntage auf freiem Felde, wo der Schall der Kirchenglocken die sie umgebende feierliche Sabbatstille durchdringt. Dann stehen sie ähnlich dem Schäfer im Sonntagslied ‚allein auf weiter Flur“ und es erfasst sie „ein süsses Graun, ein geheimes Wehn“, während der Himmel nah und fern sich über ihnen klar und feierlich wölbt. „Ein schöner Morgen war es wieder. Ein Kirchturm nach dem anderen gab sein Zeichen, dass es heute der Tag des Herrn sei, die Herzen sich öffnen sollen dem Herrn, um Sabbath mit ihm zu halten, seinen Frieden zu empfangen, seine Liebe zu empfinden. Es ward den beiden Wandelnden auch feierlich im Gemüte; über manchen Acker waren sie gewandelt mit wenig Worten. Sie waren an einen Waldsaum gekommen, von wo man das Thal schwimmen sah in dem wunderbaren herbstlichen Duft, und von vielen Kirchthürmen her das Geläute der Glocken hörte, welche die Menschen zusammenriefen, in den geöffneten Herzen den Samen zu empfangen, der sechzig- und hundertfältig Früchte tragen soll in gutem Herzensgrunde. Schweigend setzten sie sich dort und liessen einziehen durch die weiten Thore der Augen und Ohren des Herrn herrliche Predigt, die alle Tage ausgeht in alle Lande ohne Worte; liessen in tiefer Andacht die Töne wiederklingen im Heiligthum ihrer Seelen. Endlich fragte Johannes: „Du bleibst nicht in der Glungge?“ („Uli, der Knecht“, S. 333.)

So wie hier geben die Charaktere gewöhnlich ihren religiösen Gefühlen draussen in der Natur unter freiem Himmel Ausdruck. Und da sind es vor allem zweierlei Empfindungen, durch die sich die Bauern ihrer Stellung zu Gott bewusst werden. Entweder ist es das Gefühl der Dankbarkeit, oder das der Furcht.

An einem schönen Sonntagmorgen hatte „der tausendstimmige Gesang der Vögel den Meister Ulis früh geweckt, und er wandelte andächtigen Gemütes dem Segen nach, den ihm Gott beschert hatte. Er durchging mit hochgehobenen Beinen und langen Schritten das mächtige Gras, stund am üppigen Kornacker still, an den wohlgeordneten Pflanzplätzen, dem sanft sich wiegenden Flachse; betrachtete die schwellenden Kirschen, die von kleiner Frucht starrenden Bäume mit Kernobst, band hier etwas auf und las dort etwas schädliches ab und freute sich bei allem nicht nur des Preises, den es einstens gelten, nicht nur des Gewinns, den er machen werde, sondern des Herrn, dessen Güte die Erde voll, dessen Herrlichkeit und Weisheit neu sei jeden Morgen. Und er gedachte: wie alles Kraut und jedes Tier jetzt den Schöpfer preise, so sollte es auch der Mensch thun und mit dem Munde nicht nur, sondern mit seinem ganzen Wesen; wie der Baum in seiner Pracht, wie der Kornacker in seiner Fülle, so der Mensch in seinem Thun und Lassen.“ („Uli, der Knecht“, S. 10.)

Dieses Gefühl der Dankbarkeit kommt auch schön an der Sichelten (Erntefest) zum Ausdruck: „Der Geizigste schämt sich an diesem

Tage zu sparen, und wenn es ihn schon reut, er verbirgt es. Es liegt auch eine Art von religiösem Gefühl, oder wenn man will, eine Art von Aberglaube zu Grunde. Es ist eine christliche Opfermahlzeit. Der Geber alles Guten hat wiederum seine Hand aufgetan, den Fleiss des Landmannes gesegnet; den Schoss der Erde gesegnet; da kömmt's auch dem Härtesten, dass er Gott Dank schuldig sei, etwas opfern solle. Er rüstet seine Mahlzeit, gibt ungezählt Chuechleni weg an der Küchethüre und lässt essen und trinken eine Nacht und einen Tag lang seine Leute, seine Söhne und Knechte und Mägde und den Fremdling, der bei ihm wohnt, so viel ihr Herz gelüstet. Wo die rechte alte Freigebigkeit noch vorwaltet, da heisst man nicht nur die, welche in der Ernte gearbeitet haben, kommen, sondern noch andere, die durch das Jahr durch für das Haus gearbeitet haben." („Uli, der Knecht", S. 213.)

Das andere Gefühl, das der Bauernfrömmigkeit zu Grunde liegt, ist das der Furcht. Dieses kommt besonders bei gewaltigen Naturereignissen, wie Stürmen oder grossen Gewittern, zum Vorschein. „Da platzte der Regen herab in ungemessenen Strömen; es zuckte die Glut des Blitzes durchs dunkle Tenn; hart klopfte es über dem Hause. Aengstlich und andächtig stund das Gesinde im Schopf; es wusste, der Herr rolle nahe über seinen Häuptern weg." („Uli, der Knecht", S. 199.) Oder als Uli und Joggeli auf dem Wege vom Regen überrascht werden: „Ein schöner Weg schadet allweg nichts" sagte Uli; „wenn es nur nicht hagelt; mein Korn hab ich gottlob unter Dach." — „Gewaltig prasselte der Regen nieder, jeder Regenstrahl einen Finger dick. Nass, nass wird man und du mein Gott, wie das donnert! Ja, du hättest deines unter Dach, aber denk an andere! Gewiss war noch mancher dumm genug und machte heute keine Garben, weil es Sonntag ist. Es gibt Leute, welche nie weise werden; was wird das doch unserm Herrgott machen, ob einer Garben macht oder nicht am Sonntag? Die Leute sind doch noch so" — und ein glühender Blitz zuckte vorüber; geblendet schlossen sich ihre Augen und ein Donner krachte nach, als ob der Himmel geborsten wäre wie eine gläserne Decke und in Millionen Scherben zur Erde rieselte. „Das walte Gott," sagte Joggeli, „wir kommen nicht lebendig heim, wenn ich nur den Brief bei mir hätte, welchen einst die Mutter Gottes zur Erde fallen liess. Ich kaufte ihn einem Luzerner ab für zwei Gulden. Wer den bei sich trägt, dem thun die Elemente nichts und das Wasser nichts, und der Blitz nichts; aber ich dachte heute nicht daran, dass es gut sein könnte." („Uli, der Pächter", S. 348.)

Wie die Religiosität der Bauern eng mit ihrer Naturbetrachtung verbunden ist, so steht sie auch in innigem Verhältnis mit Betriebsamkeit und mit den materiellen Interessen überhaupt. Die Dankbarkeit, die dem religiösen Gefühl oft zu Grunde liegt, ist Dankbarkeit für irdisches Wohlergehen. Der Bauer bei der Feldschau denkt des Preises, den er für die Früchte erhalten werde, und zu gleicher Zeit des Gebers aller guten Gaben. Eine ähnliche Stimmung der Dank-

barkeit ist die Art des religiösen Gefühls, das der „Sichelten“ zu Grunde liegt. Wie aber der materielle Segen der Boden ist, aus welchem das dankbare Gefühl des Herzens gegen Gott emporwächst, so ist er auch eben so oft das Ziel, das man durch Gottesdienst zu erreichen sucht. „Ja,“ sagt Uli, „warum sollte ich Gottes vergessen? Ich habe ihn nöthiger, als er mich, und wenn ich ihn vergesse, darf ich dann hoffen, dass er an mich denkt, wenn er seine Gaben und Gnaden austheilt?“ („Uli, der Knecht“, S. 376.)

Das Gefühl der Abhängigkeit von Gott in irdischer Beziehung leuchtet immer wieder aus dem Bauerngemüt hervor. Man sieht, dass des Bauern Frömmigkeit, wie sie von Gotthelf dargestellt wird, auf einem soliden Grunde der Bauernseele beruht. Es ist dies freilich nicht die edelste und höchste Art der Frömmigkeit, aber eigentlich dieselbe Sorte von Selbstsucht, vielleicht etwas gröber, aber auch praktischer, welche die Menschen zu Christen werden lässt, allein aus dem Grunde, dass sie in den Himmel kommen möchten. Das nahe Verhältnis zwischen der Naturanschauung und der Religiosität des Bauern übt gewiss einen grossen Einfluss auf den Glauben seiner direkten Abhängigkeit von Gott in irdischer Beziehung aus. Der Landmann ist eben viel mehr auf die Natur angewiesen, als der Städter, sein Glück oder Unglück ist in gar vielen Fällen auf die freundlichen oder feindlichen Einflüsse der Natur zurückzuführen. Sein Gedeihen hat er nur teilweise in seiner Hand, sein irdisches Schicksal ist von einer Macht abhängig, gegen die er nichts vermag, und die er infolgedessen fürchtet. Kommt zu dieser direkten Abhängigkeit von der Natur der Glaube hinzu, dass dem Walten der freundlichen und schädlichen Elemente nur die Willensakte eines persönlichen gerechten Gottes zu Grunde liegen so kann man leicht sehen, warum die Frömmigkeit des Bauern gar eng mit seinen irdischen Interessen in Verbindung steht. Und die Tatsache, dass Gotthelf des Bauern Naturgefühl und sein irdisches Wohlergehen so innig mit dessen Religiosität verknüpft, ist wieder ein neuer schlagender Beweis, dass er die Bauernseele in ihren tiefsten Tiefen kennt.

Ein anderer ähnlicher Zug der Religiosität, um dessen willen Gotthelf wiederholt von Keller angegriffen wurde, ist der Glaube an die direkten handgreiflichen Folgen des Guten und Bösen. Dass Bitzius an eine persönliche Vorsehung glaubte, die direkt die Schicksale der Menschen leitet, besonders ihre Sünden bestraft, darüber kann kein Zweifel sein. Seine Religion ist nicht der kalte Deismus, sondern er sieht in Gott auf der einen Seite einen liebenden Vater, der seine Kinder beschützt und belohnt, und auf der anderen Seite einen gerechten Richter, der den Sünder bestraft. Es muss zugegeben werden, dass der Gang der Handlung in seinen Erzählungen Spuren dieses Glaubens an sich trägt. Diese Wendungen sind aber nicht so gezwungen und unnatürlich, dass man sie mit Keller „krasse Erfindungen“ zu nennen braucht. Uebrigens geht es uns nichts an, was eigentlich die Ansichten des Verfassers sind, und ob dieselben auch mit denen der Bauern

übereinstimmen, so lange er uns natürliche, wahre Situationen schafft und die Bauernseele richtig objektiv zeichnet.

Auf den ersten Blick erscheinen manche Taten der Personen in keinem richtigen Zusammenhang mit ihren Folgen zu stehen, wenn man nicht das Prinzip des persönlichen Eingreifens Gottes in Betracht zieht. Ein diebischer Knecht, der schon eine geraume Zeit Milch und Eier „stibitzt" hatte, ohne entdeckt zu werden, fällt eines Nachts, als er sich wieder auf seinen sündlichen Wegen befindet, von einer Leiter, bricht ein Bein und bleibt lebenslang ein Krüppel. Hier geht alles mit natürlichen Dingen zu und man braucht nicht zu einem gerechten Gott zu greifen, um den Zusammenhang der Dinge zu erklären. Das tut der Dichter auch nicht, lässt aber seine Bauern es tun. „Da wäre also doch der Dieb; hat es ihn einmal! So wäre es recht, so wüsste man doch bestimmt, ob ein gerechter Gott im Himmel sei oder gar keiner," rufen diese von allen Seiten. „Einige Tage," so fährt der Dichter fort, „war auf der Glungge stark die Rede von Melker und von Gott; man ging sogar in die Kirche, die einen, weil sie wirklich dachten, es könne nicht schaden, und wenn ein gerechter Gott im Himmel sei, so möchten sie es wirklich nötig haben; andere in der Hoffnung, der Pfarrer ziehe den Melker in der Predigt an, und wenn er schon nicht alle nenne, welche ihn gesucht und gefunden, könnten sie doch hinterdrein sagen: War auch dabei! So sollte es allen gehen, welche es so machen, und damit ihre ehrlichen Nebendiensten in Verdacht bringen. Daneben dünkt es mich doch, der Pfarrer habe es wohl stark gemacht. Nicht, dass ich mich mit dem Melker zusammenzähle, bewahre mich davor, aber wir sind alle arme Sünder, und der Pfarrer wird nicht besser sein als andere."

„In diesen Tagen liess Uli manchen Zuspruch fahren, worin er auf den deutete, der an die Sonne bringe, was im Verborgenen geschehe, und den rechten Meisterleuten beistehe, wenn sie mit schlechten Dienstboten nicht auskommen könnten.

„Was fängt er dann mit schlechten Meisterleuten an, wenn es einen gerechten Gott gibt; denn er wird doch nicht bloss für Dienstboten da sein, wie Käsmilch und Mehlsuppen ohne Mehl, sondern auch für schlechte Meisterleute?" frug ein naseweises Bürschchen, welches eine Zeit lang in einer Schenke gedient hatte und nichts glaubte. Das sei ein leer Gerede, dass Gott dem Melker das Bein gebrochen. Sei er gerecht, so müssten alle Diebe die Beine brechen; da hätte er wohl viel zu thun, und er möchte wissen, wie viele auf ganzen Beinen herumliefen? Am übelsten ginge es dabei den Geigern; denn das Tanzen liessen wohl die meisten sein. Das habe niemand anders getan, als Mädi; das habe dem Melker leise die Leiter weggestellt und als er darauf treten wollte, sei er heruntergestürzt; das sei der ganze Handel. Mädi verdiente Kettenstrafe, wenn nicht den Galgen; denn auf diese Weise könnte ein Mensch den Hals brechen, nicht bloss ein Bein, und Mörder solle man hängen, heisse es.

Wenigstens müsste es ihm den Melker heiraten und ihn ernähren, und billiger als dieses sei nichts, und besser könne es selbst Gott nicht machen, wenn einer sei nämlich." („Uli, der Pächter", S. 196.)

Was könnte die treue Objektivität auch in Sachen der Religion klarer dartun als diese Stelle! Denn hier ist es auf den ersten Blick klar, dass der Dichter ganz objektiv verfährt. Er teilt weder völlig die Ansicht derer, die des Melkers Unglück ohne weiteres einem gerechten Gott zuschreiben, noch die des naseweisen Bürschchen, das an keinen Gott glaubt und die ganze Schuld Mädi in die Schuhe schieben möchte. Er belächelt ebensowohl Uli, der in dem Vorfall die rechte Meisterleute gegen ihre schlechten Dienstboten schützende Hand Gottes sieht, als er den Gottesleugner verspottet.

Dieser direkte Zusammenhang zwischen einer bösen Tat und ihrer unmittelbaren Folge spielt in Gotthelfs Schriften eine bedeutende Rolle, ist, unseres Erachtens, aber auch vollständig in der Bauernseele begründet. Der Umstand, dass auch Gotthelf an eine persönliche Vorsehung glaubte, ändert nichts an der Sache; denn man wird nirgends finden, dass die Charaktere etwas Gezwungenes, Subjektives an sich haben, das auf den Versuch des Dichters ihnen seine eigenen religiösen Ansichten unterzulegen, zurückzuführen wäre. In solchen Fällen fallen oft die Ansichten des Dichters mit denen seiner Charaktere zusammen in ganz natürlicher Weise, nicht aber werden die Anschauungen der Charaktere auf dem Fundament des persönlichen Glaubens des Dichters aufgebaut.

Der eben angedeutete Zug der Bauernseele wird trefflich durch folgende Situation beleuchtet. Beim Verkaufen einer Kuh belügt und betrügt Uli ein armes Mannli, das sich dann sein Recht durch die Gerichte verschaffen will. Obwohl Uli eigentlich im Unrecht ist, gewinnt er doch den Prozess, ehe er aber den Gerichtsort verlässt, nimmt das betrogene Bäuerlein in folgender Weise Abschied: „So, du bist auch da! Hast mich betrogen und jetzt noch den Handel gewonnen, und ich werde mit Weib und Kind dem heiligen Almosen nach müssen! Mein Lebtag hat mich doch kein Mensch so verführt! Meinte, du seiest ein ehrlicher Mann; den Halunken sah ich dir nicht an! Aber ist ein gerechter Gott im Himmel, so treibt er dir dein Schelmenstück zehnfach ein und bald, oder lässt es dich bis zum Galgen bringen und jagt dich dann dem Teufel zu; besser verdienst du es nicht!"

„Als er das gesagt hatte, drehte er sich um, ging rasch seines Weges. Es war Uli, als sehe er ihn mit dem Aermel über die Augen fahren." („Uli, der Pächter", S. 303.)

Was ist natürlicher für ein solch armes Bäuerlein das von dem Recht seiner Sache überzeugt, an der Gerechtigkeit der Menschen verzweifelt, als dass es sich auf einen gerechten Gott im Himmel vertröstet. Ebenso psychologisch ist es, wenn eine derartige Drohung einem einfältigen Uli ins Gemüt fällt und ihm, um sich mit Gotthelf auszudrücken, wie Wurmpulver im Leibe herumfährt. Als ihm dann, noch

ehe er vom Gericht heimkommt, der Hagel das Getreide zerschlägt, steht er wie vernichtet da, zagt und bebt, weil er dunkel fühlt, dass die Hand des Allmächtigen auf ihm liege. Auch fasst seine gute Frau den Hagel als eine direkte Strafe Gottes auf. „Vreneli hatte mit Beben Ulis Beichte gehört. Es war weit entfernt, die Sache leicht zu nehmen und Uli die Art, wie er das Gewitter auffasste, auszureden. Es hatte einen innigen Glauben an den Zusammenhang der göttlichen Fügungen mit den menschlichen Handlungen, glaubte an eine Vorsehung, welche die Haare auf dem Haupte kennt und die Sperlinge auf dem Dache behütet; es glaubte an die zeitlichen Strafen, aber als eine Zucht, welche wirken soll bei denen, welche Gott lieben, eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit.“ („Uli, der Pächter“, S. 315.) Ebenfalls sieht der Bodenbauer und seine Frau den Hagel als eine Strafe oder Zucht für Uli an. Dieses sind kindlich gläubige Seelen, sie wissen, dass ein besonderes Unglück Uli getroffen habe und verknüpfen es ohne weiteres mit dessen Schuld, ohne an die vielen unschuldigen Lehnmannli zu denken, die auch mitgetroffen wurden.

Ob nun diese Ansicht der Bauern auch die Gotthelfs ist, und unzweifelhaft ist das hier der Fall, hat im Grunde wenig zu sagen. Die Hauptsache ist, dass dieser Glaube im Volksgemüt begründet ist. Und das ist er. Diese Auffassungsweise der Bauern schöpft der Dichter mehr aus der Volksseele an sich, als aus dem christlichen gläubigen Gemüt. Das zeigt sich klar in der Art und Weise, wie er Joggeli, der nichts weniger als ein kindliches Verhältnis zu Gott hat. den Hagel auffassen lässt. „Unter dem Dache seines Stöckleins steckelte Joggeli im Hagel, der dort hochaufgetürmt lag, und sagte: „Gross wie Baumnüsse sind sie; so grosse Steine sah ich nie. Es war ein schrecklich Wetter; es weiss kein Mensch, wie übel es gegangen, gleich vor der Ernte, das wird manch Lehnmannli schütteln und erlesen. Aber sie sind selbst schuld, warum thun sie nicht in die Assekuranz? Gerade für solche Leute, die ein Hagelwetter nicht ertragen mögen, wäre sie. Aber wunder nimmt es mich, warum es gerade in diesem Jahre, nach siebenzig Jahren, zum erstenmal wieder gehagelt hat und so grob; da muss was Apartes dahinter sein; ich wüsste sonst nicht, warum Gott es gerade jetzt wieder hätte hageln lassen. Wenn es nur so wegen dem allgemeinen Gebrauch wäre, so wäre es schon lange wieder geschehen aber warum gerade jetzt wieder? Das dünkt mich kurios.“ („Uli, der Pächter“, S. 393.) Man sieht, auch ein durchaus nicht frommer Joggeli sucht „was Apartes“ hinter dem Hagel. Es ist eben ein Zug der naiven Volksseele, dass sie ausserordentliche Naturerscheinungen direkt mit aussergewöhnlichen Ursachen im Menschenleben verknüpft. Und der Glaube an das unmittelbare Eingreifen der Vorsehung ist im Grunde der alte Volksaberglaube mit christlichem Gehalt durchdrungen.

Wie eng beim Volke der Aberglaube mit dem christlichen Glauben an eine persönliche Vorsehung in Verbindung steht, hat Gotthelf selbst

an einer Stelle bezeugt, wo er den „Glauben an ein wunderbares Hineinragen einer unsichtbaren Welt" geradezu mit der Bezeichnung „höherer Aberglaube" belegt: „Wir bewundern oft die unbeschreibliche Flachheit vieler Schriftsteller, mit welcher sie über Glauben und Aberglauben der Völker sprechen, wie sie den Aberglauben vornehm abschätzen, von seinem Sein und Nichtsein bei einem Volke sprechen. Sie bezeugen damit, dass sie nie im Herzen des Volkes gelesen, und dass sie nie einem Manne aus dem Volke oder gar einem Weibe so nahe gekommen sind, dass diese ihnen ihr Herz geöffnet und in voller Traulichkeit gestanden, was sie glauben und nicht glauben, und wie seltsam es zugehe in ihrem Herzen, indem sie in einer Stunde gläubiger seien als in einer anderen, und wie sie vor einem Jahre etwas entschieden verneint hätten, was sich jetzt eben so entschieden bei ihnen festgestellt. Es ist ein entschiedener Unsinn, die Kulturstufe nach sogenanntem Aberglauben bestimmen zu wollen. Entschieden ist, dass hochbegabte Menschen dafür viel empfänglicher sind, als flache Hohlköpfe, und edle Menschen, welche in innigem Zusammenhang mit der Natur leben, weit abergläubischer sind als schmutzige und fashionable Schlingel, welche ihr Leben bloss in Kneipen, Theatern und Kaffeehäusern zubringen und es wirklich so weit gebracht haben mögen, dass sie zwischen Glauben und Aberglauben keinen Unterschied mehr machen, und wirklich in einer gewissen naiven Aufrichtigkeit nicht glauben können, dass Dreckseelen, wie sie sie besitzen, zu einem ewigen Leben bestimmt seien.

„Wenn wir hier vom Aberglauben reden, unterscheiden wir zwei Sorten desselben: den höheren und den krassen. Unter dem höheren verstehen wir das Glauben an ein wunderbares Hineinragen einer unsichtbaren Welt in unsere Welt; die Annahme von geistigen Verhältnissen, von einem Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Dinge, über welche uns weder etwas geoffenbart, noch wir uns dieses nach bekannten Gesetzen zu erklären oder mit unseren Kräften zu begreifen vermögen. Unter dem krassen Aberglauben dagegen verstehen wir den Glauben an Zauberer und Zeichendeuter, oder den gesamten Hexenglauben, samt Totbeten und abergläubischen Segen," u. s. w. („Die Käserei in der Vehfreude", S. 90.)

Wenn auch zugegeben werden muss, dass in einem Falle wie in demjenigen des Hagels in „Uli" die Ansichten und Stimmungen der Charaktere aus der Volksseele hergeleitet werden, so könnte doch ein Gegner Gotthelfs erwidern, dass trotzdem die Erfindung des Dichters hier recht krass zu nennen sei. Warum muss der Hagel am selben Tage kommen, als Uli seinen Prozess gewinnt? Will der Verfasser das Naturereignis wirklich als eine Folge von Ulis Sünde darstellen und dadurch seine Leser von ähnlichen Wegen abschrecken? Oder erfordert vielleicht vielmehr das Wesen eines echten Volkscharakters, der durch Geiz und Habsucht schnell von Stufe zu Stufe sinkt, wirklich einen solchen Vorfall, um ihn in einer volksgemässen Weise zur Besinnung zu bringen?

Der Bauer mit einem schuldigen Gewissen sieht jedes Unglück als ein unmittelbares Eingreifen einer strafenden Vorsehung an. Anders jedoch verhält es sich, wenn ihn ein Missgeschick trifft, das zwar durch seine Schuld, aber doch im geordneten Lebensgang herbeigeführt wird. Den Weg, den der Vater und der Grossvater gegangen, will der Sohn und Enkel wieder gehen und kommt er dadurch in Unglück, so ist er weit davon entfernt, die Ursache bei sich selbst zu suchen. Die Vorsehung wird wieder herbeigeholt, um das Unglück zu erklären. Es kam so, weil es so kommen musste. Dient der Glaube an die Vorsehung so in einem Falle dazu, das Gewissen aufzurütteln, so schläfert er es im anderen Falle ein. Der Bauer greift eher zu einem blinden Fatalismus, als dass er an der Richtigkeit des durch Sitte Geheiligten zu zweifeln beginnt; das Althergebrachte, und sei es noch so verkehrt, wird vom Bauer durch seine Religion gerechtfertigt. Ja, die „guten, alten" Sitten sind gar oft mit Religion gleichbedeutend, und ein Nichtbeachten des Alten ist geradezu ein Verstoss gegen Religion. Wenn junge Weiber sich der alten Sitte, gemäss welcher die Frau zur Geburt eine „Mundur" anlegt, nicht fügen wollen, so finden es die alten Hebammen und Mütter höchst bedenklich. Ja, sie halten ein solches Weigern für ein Zeichen des Unglaubens. „Ghörst, es geit di nüt a," sagt Anne Bäbi zu ihrer Magd, als sich diese darüber lustig macht, dass Meieli die „Mundur" anlegt, „u mira lach wer well, es ist m'r glych; ih mache, was ih will; un öppe, wer witzig isch u o no öppis glaubt u Religion het, wird nit lache, selb weiss ih." („Anne Bäbi Jowäger" II, S. 107.) Und als die junge in der „Mundur" steckende Frau von dem Kinde glücklich entbunden ist, sagt Anne Bäbi mit triumphierender Miene: „Kumlig ist's doch, we me nohs Religion het; mi hets wider chönne g'seh." („Anne Bäbi" II, S. 110.)

Bei dem Bauer sind es hauptsächlich zwei Dinge, die zur Rechtfertigung seiner Handlungen dienen, gleichsam die doppelte Richtschnur seines Lebens bilden: Brauch und Religion. Als Jakobli ein Auge durch die Blattern verloren hat, und sein Vater Hansli vom Pfarrer gefragt wird, warum er seinen Sohn nicht impfen liess, gibt er folgende Gründe: Sein Vater und Grossvater liessen auch nicht impfen und dann „dem lieben Gott so seinen Willen z'hintergoh, das het mir sih nur nit welle schicke." („Anne Bäbi" I, S. 47.) Auf einer anderen Stelle definiert Hansli Religiosität folgendermassen: „Man kann beten, geht zur Kirche, hat eine Bibel und Musse, drin zu lesen, und was will man denn mehr?" („Anne Bäbi" I, S. 401.) In diesen Punkten besteht also die Religion des Bauern. Bei ihm stehen die religiösen Lebensgewohnheiten nicht über den anderen Sitten, sondern sind ihnen nur ebenbürtig.

Gotthelfs Bauern sind daher keine Sklaven der Religionsformen. Der fromme Bauer geht sonntagmorgens zur Kirche, lässt sich aber auch leicht durch wirtschaftliche Angelegenheiten davon abhalten. Der Meister Johannes bleibt vom Gottesdienste weg, um seinem Knechte Uli ein „Kapitel zu lesen", und sein Schwager kommt am Sonntagvor-

mittag zum Besuch. Käthi, die Grossmutter, hatte sich der Kirche entwöhnt und „dabei war sie doch treu und fromm geblieben." („Käthi", S. 54.) Ueberhaupt ist es mehr die äussere Gewohnheit, als der innere Trieb, die den Bauer zur Kirche bringt.

Von religiöser Gefühlsschwelgerei ist bei Gotthelfs Bauern gar nichts zu finden. Macht jemand tiefere Erfahrungen, so werden sie nur höchst selten und dann auch nur dem vertrautesten Freunde offenbart. Der Bauern Religion ist eben nüchtern, hat etwas Hausbackenes, Trockenes an sich und ist im Ganzen recht praktisch. Wie der Bauer sonst Aufwand vermeidet, so auch in Sachen der Religion.

Gotthelf wurde von Keller deshalb angegriffen, weil bei den Bauern des ersteren Betriebsamkeit und Frömmigkeit Hand in Hand gehen. Ist es aber notwendig, diesen Zusammenhang zwischen bäuerlicher Tüchtigkeit und Religiosität auf die „pfäffische Art" des Dichters zurückzuführen? Hat man hier im Gegenteil nicht wieder eine rein sachliche Darstellung des Bauernlebens? Denn es ist bemerkenswert, dass Gotthelf Betriebsamkeit nie als die unmittelbare Folge von Frömmigkeit hinstellt. Eine Person braucht sich bei ihm nicht erst zu bekehren, um ein besserer Knecht oder Bauer zu werden. Das Gegenteil ist eher wahr. Fängt jemand an, sich im Alltagsleben zu bessern, so wird sich der Wandel zum Guten auch bald auf das Sonntagsleben erstrecken. Im allgemeinen aber kommt die Ordnung im Alltagsleben und im Sonntagsleben gleichzeitig zum Vorschein. Und das ist ganz natürlich, denn beide fliessen aus derselben Quelle. Die bäuerliche Religiosität setzt eben eine Naturanlage voraus, die sich in äusserer Ordnung kundgibt, ehe sie zur höheren Form durchdringt.

Ergebnis.

Die Auffassung des Volkes ist bei den vier behandelten Schriftstellern keine einheitliche. Schon der Standpunkt, von welchem aus sie die Eigenart des Schauplatzes dargestellt haben, ist ein recht verschiedener. Freilich haben Immermann, Auerbach und Rank darin eine gewisse Aehnlichkeit, dass sie alle in der Hervorhebung von dörflichen Eigenarten von Kontrasten ausgehen. Diese Kontraste weichen aber wieder von einander ab. Immermann stellt den Bauernhof mit seinen soliden Einrichtungen als Gegensatz zu den kranken Verhältnissen des verfallenen Schlosses, Auerbach das Gemeinwesen des Dorfes als Gegensatz zur Stadt, und Rank das Dorf als Bestandteil des deutschen Volksstammes des Böhmerwaldes dar. Bei diesen drei Schriftstellern findet sich auch eine genaue Beschreibung des Schauplatzes. Doch unterscheidet sich Immermann von den beiden anderen hier wieder dadurch, dass bei ihm die Beschreibung Mittel, während sie bei Auerbach und Rank schon Selbstzweck ist. Im Gegensatz zu den drei anderen Volksschriftstellern geht Gotthelf in der Darstellung des Schauplatzes von diesem selbst und nie von Kontrasten aus, auch kann von Beschreibung als Selbstzweck bei dem Schweizer gar nicht die Rede sein. In Immermanns Dorfgeschichte ist der Oberhof die Einheit, bei Auerbach das Dorf als Gemeinwesen, bei Rank der Volksstamm und bei Gotthelf das Bauernhaus; bei Immermann steht alles in Beziehung zum Hofschulzen, bei Auerbach zum öffentlichen Dorfleben, bei Rank zur ganzen Gegend des Böhmerwaldes und bei Gotthelf zur privaten Seite des Bauernhauses.

Mit der eigenartigen Behandlung des Schauplatzes ist eine individuelle Darstellung der Charaktere fast von selbst gegeben. Wie Immermann den Bauernhof als Gegensatz zu dem adligen Schlosse hinstellt, so auch das ganze Bauerntum mit seinen Institutionen als Kontrast zu den höheren Ständen. Sein Gesichtspunkt ist vor allem ein nationaler. Hier wird in erster Reihe das Eigenartige des Bauerntums als eines nationalen Standes betont. Der Bauerncharakter und die althergebrachten Sitten sind aufs engste mit einander verwachsen. Infolge dieser engen Verbindung üben sie einen veredelnden, gegenseitigen Einfluss aus. Der Hofschulze ist die gewaltige Persönlichkeit, weil er das Alt-

hergebrachte so hoch hält, und die an sich oft komischen Bräuche erscheinen sehr ehrwürdig, weil sie von solch würdigen Vertretern betätigt werden. Der Hofschulze ist aber immerhin mehr Bauer als Mensch, da die intimere Seite des bäuerlichen Lebens im Oberhof nicht gegeben wird. Die zarteren Regungen der Seele fehlen zwar in der Idylle nicht, werden jedoch an Personen aus adligen Kreisen dargestellt.

Auerbachs erste Dorfgeschichten beschäftigen sich mit der äusseren öffentlichen Seite des Dorflebens. Vor allem wird hier dem Schauplatz Aufmerksamkeit geschenkt. Die Dorfsitten werden in keine engere Verbindung mit Dorfverhältnissen, noch mit dem Geistesleben von Individuen gebracht. Hier gibt es überhaupt keine ausgeprägten Persönlichkeiten, und schon deshalb kann weder von „glaubhaften", noch „unwahren" Charakteren die Rede sein. In diesen Erzählungen sieht man an den Personen kaum mehr als ihr Aeusseres, wenigstens hat nur diese Seite ihres Wesens etwas eigenartig Dörfliches aufzuweisen. Wo aber keine besondere Individualisierung vorhanden ist, ist auch eine falsche ausgeschlossen. In Auerbachs ersten Dorfgeschichten war das Beschreiben von Dorfsitten Selbstzweck. Erst mit „Ivo" geht der Dichter zur Charakterzeichnung, zugleich aber auch zur Darstellung von persönlichen Ansichten über. Wie im ersten Bande der Schauplatz als Kontrast zur Stadt aufgefasst wurde, so werden in den nächsten Erzählungen die Dörfler in Gegensatz zu Städtern gebracht, und zwar wird im „Lauterbacher" der Städter als Gegensatz zum Bauer, in der „Frau Professorin" der Bauer als Gegensatz zum Städter dargestellt. In beiden Erzählungen ist aber die geistige Atmosphäre mehr die städtische, als die bäuerische. In den späteren längeren Dorfgeschichten werden sowohl städtische, wie dörfliche Eigenarten ausser acht gelassen, da der Dichter sich hier mit Problemen und Tendenzen beschäftigt, die nicht auf Dorfverhältnissen, sondern auf seiner persönlichen Stellung, den religiösen und sozialen Zuständen seiner Zeit gegenüber, beruhen. Dadurch werden aber die Charaktere nach ausserhalb, aus dem Rahmen des Volkslebens, gedrängt. Immer mehr wird auch eine psychologische Analyse Selbstzweck, aber in der Wahl des psychologischen Problems und in seiner Entwicklung werden die Eigenarten des Milieus nur sehr wenig, oder gar nicht, berücksichtigt. Da in Auerbachs Dorfgeschichten das Verhältnis der Charaktere zu ihrer Umgebung mehr ein äusseres als inneres ist, wird auch die Religion nur als äussere Institution und nicht als Lebenselement des Volkes hingestellt. In der Behandlung der Religion und der Natur, und eigentlich nur hier, findet sich in Auerbachs Dorfgeschichten sein vielbesprochener Spinozismus.

Hat Auerbach das Dorf als Gegensatz zur Stadt aufgefasst, so war Rank bestrebt, die deutsche Völkerschaft des Böhmerwaldes anderen Teilen des deutschen Volkes gegenüber darzustellen. Im Ganzen findet sich in Ranks Erzählungen nur wenig Naturwahrheit. Die

Situation der meisten Geschichten ist äusserst kompliziert und kann deshalb nicht auf wirklichen Dorfzuständen beruhen. Infolgedessen sind die Charaktere oft schon äusserlich nicht aus dem Volke. Auch wo sie dem Kreise der Bauern entnommen sind, erscheinen sie höchst unnatürlich, eben weil sie sich in eine dem Bauernleben völlig fremde Lage hineinpassen müssen. Infolge dises Missverhältnisses zwischen Situation und Charakter ist die Motivierung erkünstelt und schwach. Es finden sich in Ranks Erzählungen jedoch auch dörfliche Personen, die aber mit der abenteuerlichen Situation in keiner organischen Verbindung stehen. Dadurch ist ihr äusseres Benehmen natürlicher, ihr episodenartiges Auftreten hat aber wieder zur Folge, dass man bei ihnen jedes tiefere Lebensinteresse vermisst.

Von den drei zuerst behandelten Dichtern unterscheidet sich Gotthelf unter anderem dadurch, dass er die Bauernwelt ganz für sich hinstellt. Wie der Schauplatz, werden auch die Charaktere nur von sich selbst aus aufgefasst. Hier gibt es keine Vergleiche mit anderen Klassen oder Ständen. Höchstens wird Bauerncharakter, Bauerncharakter, eine Bauernfamilie einer anderen gegenübergestellt. Gotthelf greift immer in „das Volle des Menschenlebens", oder genauer, in das Volle des Bauernlebens hinein, und stellt nur dar, was er da findet. Von ihm werden die Bauerncharaktere gleichsam von innen erfasst. Den Sitten an sich schenkt er keine besondere Aufmerksamkeit, weil sie für den Bauer selbst, weder als etwas Selbständiges, noch Merkwürdiges existieren.

Mit Auerbachs Dorfgeschichten haben Gotthelfs Volksgeschichten das gemein, dass sie tendenziöser Natur sind. Die Tendenz hat seinen Schriften wohl als Kunstwerken geschadet, jedoch die Frische und Naturwahrheit seiner Charaktere aus dem Volke nirgends beeinträchtigt. Die letztere Tatsache ist auf zwei Ursachen zurückzuführen. Erstens hat Gotthelf den Charakteren in seinen besten Erzählungen nie seine persönlichen Ansichten in den Mund gelegt, sondern sie immer objektiv gezeichnet, und zweitens geht die Tendenz seiner Schriften immer aus den Verhältnissen des Berner Bauerntums hervor. Bei Gotthelf bildet der Bauerncharakter den Mittel- und Ausgangspunkt der Erzählungen. Die Situation wird in den meisten Fällen aus den Verhältnissen des Bauernhauses aufgebaut. Die Familie nimmt hier dieselbe Stelle ein, wie das öffentliche Dorfleben bei Rank und Auerbach. Auch die Naturschilderung gründet sich bei Gotthelf auf Bauernpsychologie. Naturschönheiten werden geschildert, wie sie dem Bauer am frühen Morgen, in stiller Nacht, am friedlichen Sonntage, oder auf der Wanderung erscheinen. Ebenso ist die Auffassung der Religion in Gotthelfs Erzählungen nicht des Dichters eigene, sondern diejenige der Bauern.

Vita.

Andrew D. Schrag wurde am 19. September 1876 in McPherson County, Kansas geboren. Nach einiger Vorbereitung in der Volksschule bezog er im Jahre 1892 die Mennonitische Fortbildungsschule zu Halstead, Kansas, und im nächsten Jahre Bethel College, Newton, Kansas. Nach 4-jährigem Studium daselbst, das jedoch durch eine zweijährige Lehrtätigkeit in der Volksschule seines Heimatsortes unterbrochen wurde, vollendete er den „akademischen Kursus" dieser Anstalt und bezog das Jahr darauf Haverford College, Haverford, Pa., wo er im Jahre 1902 das Baccalaureat erwarb. Im Herbste desselben Jahres liess er sich an der Johns Hopkins University immatrikulieren, wo er als Graduate Student 8 Semester verweilte. Hier hat er die Vorlesungen der Professoren Wood, Vos, Vincent, Keutgen und Griffin besucht. Allen seinen Lehrern, besonders Herrn Professor Wood, drückt er hiermit für reichliche Anregung und Förderung seinen besten Dank aus.

MARTIN & JONSKE, BERLIN SW. 13.